

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Drangsale einer Frau

Oder:

Die Halliburtons.

Dritter Band.

Drangsale einer Frau

Oder:

Die Halliburtons.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne", „Die Channings" ꝛc.

Aus dem Englischen von A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.



Leipzig,

Voigt & Günther.

1863.




Bayerische
Staatsbibliothek
München



Erstes Kapitel.

Die Befürchtung wächst.

Wir müssen jetzt einige Monate überspringen. Eine Geschichte kann ebenso wenig still stehen, als wir selbst dies können.

Der Frühling war da. Das zu Mistreß Reece's Zimmer gehörige Sopha stand in dem Mistreß Halliburton's und Janey lag darauf. Ihre blauen Augen waren hell, ihre Wangen hektisch, und die blonden Locken hingen ihr unordentlich um den Kopf.

Während des Herbstes, während des Winters hatte sich herausgestellt, daß Hannah Dobbs' Prophezeiungen in Bezug auf die Kleine nicht in Erfüllung gehen sollten, denn sie hatte die zeitweiligen Krankheitssymptome überwunden und war munter geblieben. Mit der ersten Frühlingswitterung aber nahm die Sache auf einmal eine andere und, wie es schien, gefährliche Wendung.

Der Husten fand sich wieder ein und die Kleine kam ganz von Kräften. Sie verlangte fortwährend nach Ruhe und legte sich, wo sie Platz fand. Einen Mantel auf die

Diele breitend und mit einem Kissen unter dem Kopf pflanzte Janey sich zwischen ihre Mama und das Feuer, indem sie den Mantel auf der der Thür zugewendeten Seite in die Höhe schlug.

Eines Tages trat Hannah Dobbs ein und sah sie so liegen.

„Mein Himmel!“ rief sie, nachdem sie sich ein wenig von ihrer Ueberraschung erholt; „weshalb liegst Du denn hier?“

„Ich bin so müde“, entgegnete Janey, „und ich weiß nicht, wo ich mich sonst hinlegen soll. Wenn ich drei Stühle zusammenschiebe, so ist das auch nicht bequem und die Kissen fallen herunter.“

„In unserm Zimmer steht ja ein Sopha“, sagte Hannah Dobbs. „Warum legst Du Dich nicht auf dieses?“

„Ich liege ja zuweilen darauf, wie Du weißt, Hannah, aber ich will doch auch manchmal gern mit Mama sprechen.“

Hannah Dobbs verschwand. Es dauerte nicht lange, so hörte man ein Poltern und Scharren in der Hausflur und gleich darauf ward das Sopha von Hannah Dobbs, die von der Anstrengung ganz roth im Gesicht war, in das Zimmer hereingeschoben.

„Meine Missis ist ganz entrüstet darüber, daß das Kind auf der Diele liegen soll“, rief sie zornig. „Man sollte wirklich glauben, manche Menschen wären ohne Gehirn geboren, sonst hätte man uns schon längst um unser Sopha gebeten.“

„Aber, liebe Dobbs“, sagte Janey — sie durfte schlechtweg Dobbs sagen, ohne deswegen zurechtgewiesen

zu werden — „worauf soll ich denn liegen, wenn ich bei Euch bin?“

„Nun, ist nicht mein Lehnstuhl da, mit dem hohen Fußbrete vorn, wenn man es auszieht, so gut wie ein Bett?“ entgegnete Hannah Dobbs, indem sie zugleich Janey bequem auf das Sopha zu placiren begann. „Und nun laßt mich sagen, was ich zu sagen kam, als der Anblick dieses Kindes auf dem kalten Fußboden mich bewog, wieder umzukehren“, setzte sie, sich zu Mistreß Halliburton wendend, hinzu. „Mit dem Fuße meiner Missis geht es heute nicht besser und sie hat sich endlich entschlossen, den Doctor Parry rufen zu lassen. Es ist die Rose, das weiß ich im voraus. Fast ein Frühjahr ums andere bekommt sie diese Krankheit, entweder an dem einen Beine oder an dem andern. Ich weiß, daß sie einmal zehn Wochen lang deswegen das Bett hüten mußte —“

„Das allerbeste Vorbeugungsmittel gegen Rothlauf oder Rose ist dann und wann ein warmes Bad“, unterbrach sie Jane.

Diese Bemerkung gab Hannah Dobbs sofort Anlaß, sich wieder in ihrer gewohnten Weise vernehmen zu lassen.

„Ein warmes Bad!“ rief sie ironisch. „Wie soll sich denn meine Missis ein warmes Bad verschaffen? Sie soll sich wohl in eine Maischbütte setzen und sich einen Kessel siedendes Wasser über den Kopf gießen lassen? Dergleichen neumodische Dinge mögen wohl für Londoner gut sein, in Helstonleigh wissen wir aber nichts davon. Ein warmes Bad!“ wiederholte Dobbs mit noch größerem Ausdruck von Verachtung. „Wollen Sie ihr nicht lieber gleich ein

Wasserbett vorschlagen? Ich habe gehört, daß man dergleichen erfunden hat."

„Ja, davon habe ich auch gehört", entgegnete Jane freundlich.

„Also, meine Missis will Doctor Parry kommen lassen und er soll auch Janey ansehen und ihr etwas verschreiben — wenn dies nämlich noch etwas nützen kann", setzte Hannah ungläubig hinzu. „Meine Missis glaubt es freilich. Sie hat zu Parry's Arzneien Vertrauen, als ob sie Gold wären. Es ist nur ein Glück, daß sie nicht oft krank ist, sonst ließe sie sich vergiften, wenn Sie durch die Masse vergiftet werden könnte. Und Du, Janey, Du wirst die Arznei einnehmen wie ein gutmüthiges Lämmchen und dann sollst Du hinterdrein eine ganze Menge Delikatessen bekommen, damit Du den häßlichen Geschmack wieder loswirst. Warme Bäder!" rief sie im Hinausgehen, wieder auf das von Jane angerathene Mittel zurückkommend; „ich möchte nur wissen, was noch aus der Welt werden soll!"

Doctor Parry ward gerufen und hatte nun bald seine zwei regelmäßigen Patienten hier. Mistreß Reece mußte wegen der Rose am Bein das Bett hüten, und wenn es mit Janey einen Tag besser ging, so ging es den andern dafür wieder desto schlechter. Der Arzt sagte nicht, was ihr eigentlich fehle. Er verordnete ihr kräftige Speisen und Getränke und ganz besonders Portwein. Eine Stunde nachdem er diese letztere Anordnung ertheilt, erschien Hannah Dobbs mit einer vollen Flasche in der Hand.

„Zwei Glas soll sie täglich trinken — eins um elf und eins um drei", rief sie ohne weitere Umschweife.

„Aber in der That, ich kann etwas so Kostspieliges wie

Portwein von Mistreß Reece nicht annehmen", unterbrach sie Jane bestürzt.

„Sie können thun, wie Ihnen beliebt, Madame", sagte Hannah Dobbs gleichmüthig. „Janey wird es schon annehmen. Sie wird täglich ihre zwei Glas Wein trinken und sollte ich kommen und sie ihr mit Gewalt einflößen müssen. Uebrigens werden dadurch meiner Missis auch keine Kosten verursacht, wenn Sie das vielleicht denken", fuhr Hannah Dobbs logisch fort. „Doctor Parry sagt, es werde volle drei Monate dauern, ehe sie wieder ihren gewohnten Wein trinken könne, und deshalb kann Janey ihn für sie trinken. Wenn meine Missis mit ihrem Portwein geizig wäre, oder nicht die Mittel dazu hätte, so würde ich nicht alle Tage auch mein Glas trinken, was ich regelmäßig thue."

„Ich kann Ihnen und Mistreß Reece Ihre Güte und Freigebigkeit gegen Jane niemals wiedervergelten", seufzte Mistreß Halliburton.

„Sie können es thun, wenn Sie dazu aufgefordert werden", entgegnete Hannah. „Wir haben heute ein Huhn und ein gutes Stück Schweinefleisch zum Mittagsessen geschickt erhalten. Jetzt, wo meine Missis das Bett hüten muß, nehme ich mir nicht erst die Mühe, den Tisch zu decken, sondern esse gleich aus freier Hand. Deshalb wird es am besten sein, wenn die Kleine ihre Mahlzeit in aller Bequemlichkeit hier zu sich nimmt, bis meine Missis wieder auf den Füßen ist und aus ihrem Schlafzimmer herunterkommen kann. Zum Thee aber kommst Du zu uns hinauf, Janey, nicht wahr? Ich habe den Lehnstuhl ausgezogen."

„Ich danke Dir, meine gute Dobbs", sagte Janey.

„Sehen Sie aber darauf, Mistreß Halliburton, daß nicht diese gefräßigen Buben der armen Kleinen ihre Mahlzeit wegschnappen oder ihr den Wein wegtrinken", sagte Hannah Dobbs grimmig, indem sie hinausging. „Behalten Sie die Buben scharf im Auge."

„O, wie können Sie glauben, daß meine Knaben so etwas thun!" entgegnete Jane mit Wärme. „Sie kennen sie noch nicht, wenn Sie glauben, sie würden ihrer kranken Schwester etwas nehmen."

„Ich weiß aber, daß solche Knaben fortwährend nach guten Bissen lüstern sind", entgegnete Dobbs. „Einem solchen Buben könnten Sie die Haut abziehen, er würde doch nicht anders."

Und somit hatte Jane auch diese Hülfe — den Portwein. Es schien fast unglaublich und Jane verlor sich in Gedanken.

„Mama, Du hörst mich nicht."

„Sagtest Du etwas, Janey?"

„Ich glaube, Hannah Dobbs hat dieses Huhn blos meinetwegen bringen lassen. Mistreß Reece ißt jetzt kein Fleisch und für sich selbst würde Hannah Dobbs kein Huhn kaufen. Sie wird mir die sämmtlichen besten Stücken geben und die Knochen selbst abnagen. Du wirst sehen, daß sie dies thut. Wie freundlich doch diese Leute gegen mich sind! Was sollte ich jetzt anfangen, Mama, wenn ich blos unsere gewöhnliche Kost hätte? Ich weiß, daß ich sie jetzt nicht genießen könnte."

„Gott thront über uns, mein Kind", antwortete Jane. „Er ist es, der uns diese Hülfe geschickt hat; daran zweifle

nicht, mein Kind. Ob wir leben oder sterben", setzte sie mit Beziehung hinzu, „so sind wir in seinen Händen und er fügt alles zu unserm Besten."

„Kann der Tod auch zu unserm Besten sein?" fragte Janey, indem sie über diese Frage nachzudenken begann.

„Ja, mein gutes Kind, allerdings, wenn Gott es so will", antwortete Mistreß Halliburton. „Wie oft habe ich mit Dir über die Ruhe nach dem Grabe gesprochen. Dann gibt es keine Thränen und keine Trennung mehr. Was ist das Beste — hier zu sein oder zu jener Ruhe einzugehen? O Janey, wenn wir diese erlangen, dann können wir schon Krankheit und Anfechtungen hier ertragen. Diese Welt dauert selbst im besten Falle nur eine kleine Weile, jene andere aber für und für."

Es ward an die Hausthür gepocht. Es war Doctor Parry's Laufbursche, welcher „Miß Halliburton's" Medicin brachte. Miß Halliburton aber machte ein grämliches Gesicht, als ihre Mama die vorgeschriebene Dosis in ein Weinglas goß.

„Das kann ich nicht einnehmen!" rief Janey; „es riecht so widerwärtig!"

Mistreß Halliburton hielt ihr mit einem ernsten, freundlichen Lächeln das Glas hin.

„Mein gutes Kind, es ist dies eine von den kleinen Anfechtungen der Erde. Versuche, Dich darein zu fügen. Hier steht noch ein Rest von der Marmelade, welche Patience brachte; den kannst Du dann genießen."

Janey lächelte muthig, indem sie das Glas ergriff. Es schmeckte nicht so schlecht, als ich dachte, Mama", sagte sie, als sie die Arznei hinuntergeschluckt hatte.

„Ich dachte es mir gleich, Janey. Nichts, was wir mit muthigem Herzen auf uns nehmen, ist so schlimm, wie wir es uns anfangs gedacht haben.“

Trotz aller ihr gebotenen Delikatessen aber ward es mit Janey doch nicht besser. Ihre Mutter sträubte sich, die Thatsache einzuräumen, welche nur zu handgreiflich ward, und Hannah Dobbs kam oft und sah Janey, nachdem sie neben ihr Platz genommen, eine Viertelstunde lang unverwandt an, ohne zu sprechen.

„Warum siehst Du mich so an, liebe Dobbs?“ fragte Janey eines Tages plötzlich. „Du weintest, als Du mich gestern Abend in der Dämmerung auch so ansahst.“

Hannah Dobbs ward ein wenig verlegen.

„Ich hatte Zwiebeln geschält“, sagte sie.

„Warum sträubst Du Dich, der Wahrheit ins Gesicht zu schauen?“ sagte fortwährend eine innere Stimme in Mistreß Halliburton's Herzen. „Ist es recht, oder klug, oder gut, dies zu thun?“

Nein, sie wußte, daß dies nicht der Fall sein konnte.

An demselben Tage, nachdem Doctor Parry seinen Besuch bei Mistreß Reece gemacht, kam er zu Janey.

„Wird es nun bald wieder besser mit mir gehen?“ fragte sie ihn. „Ich möchte gern wieder auf die grünen Felder hinaus und darauf herumspringen!“

„Das wird wohl noch eine Weile dauern, liebe Kleine“, entgegnete der Arzt.

Jane begleitete ihn bis an die Thür. Als er die Hand ausstreckte, um guten Morgen zu sagen, sah sie, daß er vor Gemüthsbewegung ganz bleich war und kaum sprechen konnte.

„Wird sie leben oder sterben, Herr Doctor?" flüsterte sie endlich.

„Machen Sie sich keinen Kummer vor der Zeit, Mistreß Halliburton", antwortete der Arzt. „Bei diesen langwierigen Uebeln müssen wir den Ausgang abwarten, möge er nun sein, welcher er wolle."

„Ich habe mit Drangsalen aller Art so viel zu kämpfen gehabt, daß ich glaube, ich bin nun daran gewöhnt", fuhr Jane fort, indem sie sich bemühte, ruhiger zu sprechen. „Schon seit mehreren Tagen hatte ich mir vorgenommen, Sie zu bitten, mir die Wahrheit zu sagen. Wenn ich meine Tochter verlieren soll, dann ist es besser, wenn ich es im voraus weiß; es wird mir dann leichter zu tragen sein Ist sie in Gefahr oder nicht?"

„Ja", antwortete er; „ich fürchte, sie ist es."

„Ist noch Hoffnung da?"

„Nun, Sie wissen, Mistreß Halliburton, solange noch Leben da ist, ist auch noch Hoffnung."

Sein Ton war freundlich theilnehmend, aber sie hörte daraus deutlich, daß von menschlicher Hoffnung keine Rede mehr war. Ihre Lippen waren bleich — ihre Brust hob sich.

„Ich verstehe", murmelte sie. „Sagen Sie mir noch eins: Wie nahe ist das Ende?"

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen", entgegnete er rascher. „Dergleichen Fälle sind in Bezug auf ihren Fortgang sehr verschieden. Seien Sie nicht niedergeschlagen, Mistreß Halliburton. Wir müssen alle fort — der eine früher, der andere später. Zuweilen wünsche ich, ich könnte die Meinigen alle vor mir ins Grab steigen

sehen, um sie nicht den Sorgen und Leiden dieser Welt preisgegeben zurücklassen zu müssen."

Er drückte ihr die Hand und ging. Jane schlich leise die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer und schloß sich hier zehn Minuten lang ein.

Das arme Wesen! Sie hatte keine Zeit, ihrem Schmerze nachzuhängen, wie Andere können. Sie mußte zu ihrem ununterbrochenen Tagewerk gehen. Sie mußte ihrer Aufgabe genügen, und zehn Minuten, die sie am Tage versäumte, mußten in der Nacht wieder eingebracht werden.

Als sie mit rothgeweinten Augen die Treppe hinunterging, hörte Mistreß Reece sie gehen und rief ihr von ihrem Bett aus zu:

„Sind Sie es, Mistreß Halliburton?"

Jane konnte nicht anders als zu ihr hineingehen.

„Nun, geht es besser mit Ihnen?" fragte Jane.

„Nein, liebe Freundin, ich sehe noch keine große Besserung", entgegnete die alte Dame. „Der Doctor will mir jetzt andere Umschläge verordnen, aber es ist einmal ein Uebel, welches seinen Verlauf haben will. Was macht Janey? Was meint der Doctor?"

„Es geht mit ihr ziemlich einerlei", sagte Jane. „Besser wird sie nicht. Ich fürchte, es wird dies nie der Fall sein."

„Ja, ja! Hannah Dobbs sagt das auch und wahrscheinlich hat sie mit dem Arzt darüber gesprochen. Lassen Sie, meine gute Mistreß Halliburton, der Kleinen es an nichts fehlen, was ihr gut sein kann. Wenn sie zu etwas Appetit hat, so braucht sie es blos Hannah Dobbs zu sagen und diese wird es schaffen. Um alles in der Welt möchte ich nicht, daß einem sterbenden Kinde etwas abginge,

was ich ihm gewähren könnte. Schonen Sie den Wein nicht — schonen Sie überhaupt nichts."

„Einem sterbenden Kinde!" Diese Worte berührten, trotz Jane's früherer Ueberzeugung, ja trotz ihres nunmehrigen Wissens ihr Herz mit eisiger Kälte. Sie begann, wie sie schon oft zuvor gethan, ihrer Dankbarkeit gegen Mistreß Reece für die unendliche Güte und Theilnahme, welche sie Janey erwies, Worte zu leihen.

„Ach schweigen Sie doch davon, Mistreß Halliburton", entgegnete die alte Dame in ihrer schlichten biedern Weise. „Ich selbst habe weder Kind noch Kegel und wir beide, ich und die Dobbs, finden einmal an Janey großen Wohlgefallen. Wir halten nichts, was wir für sie thun können, für zu viel. Mit Doctor Parry habe ich gesprochen. Sie können über seine Dienste ganz nach Ihrem Belieben verfügen und ihn zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht rufen lassen, wenn Sie es für nothwendig halten."

Nachdem Jane nochmals ihren herzinnigen Dank auszusprechen gesucht, ging sie wieder hinunter. So voll der Becher ihrer Leiden auch war, so verschloß ihr Herz sich doch nicht dem Gefühle der Freundlichkeit und Güte, welche ihr bewiesen ward. Von dieser Zeit an stellte sie sich die Aufgabe, Janey auf die große Veränderung vorzubereiten — allmälig und behutsam — und ihr Sehnsucht einzuflößen nach dem Uebergange in jenes bessere Land.

Eines Abends gegen acht Uhr trat Patience ein — theils um sich nach Janey's Befinden zu erkundigen, theils um William zu fragen, ob er Anna von Mistreß Ashley abholen wolle, wohin sie zum Thee gegangen war. Samuel Lynn hatte noch Verrichtungen in der Stadt zu besorgen

und die Dienerin Grace war ebenfalls ausgegangen, sodaß Patience niemand zum Schicken hatte.

William ließ sogleich seine Bücher liegen und machte sich rasch auf den Weg. Patience nahm an Janey's Sopha Platz.

„Ich bin so müde, Patience. Ich wollte, ich hätte einige hübsche Bücher zu lesen. Die, welche Du mir von Anna gebracht hast, habe ich alle drei- oder viermal durchgelesen.“

„Und sie will nichts Ordentliches mehr essen — selbst Hammelfleischbrühe, Sago, Eidotter mit Wein und dergleichen Dinge verschmäht sie“, setzte Hannah Dobbs, die ebenfalls dasaß, mit beleidigtem Tone hinzu.

„Ich wollte ihr etwas Bouillon mit Möhren und Pfeilwurz verdickt bringen“, sagte Patience.

„Bouillon mit Möhren und Pfeilwurz verdickt!“ wiederholte Hannah Dobbs in spöttischem Tone, denn sie glaubte, es verstände außer ihr niemand etwas von guter Küche.

„Ich kann Dir aber versichern, daß es etwas ganz Köstliches ist“, sagte Patience. „Es wäre einmal eine Veränderung für das Kind.“

„Wie wird es denn bereitet?“ brummte Hannah Dobbs. „Ich könnte es vielleicht einmal für meine Missis machen. Sie ist der Hammelfleischbrühe auch überdrüssig.“

„Schneide ein Pfund mageres Rindfleisch in kleine Stücke und laß es zwei Stunden lang in einem Quart kalten Wassers weichen“, entgegnete Patience. „Dann thue das Fleisch und das Wasser nebst ein paar großen geschabten und kleingeschnittenen Möhren in eine Bratpfanne.

In dieser laß es allmälig erwärmen und unter allmäligem Zusetzen von Salz vier Stunden langsam kochen. Dann seihe die Brühe durch und schöpfe, wenn sie kalt geworden, das Fett ab. Wenn die Brühe genossen werden soll, so rühre sie um, gieße davon so viel, als nöthig ist, ab und koche die eine Minute lang mit etwas Pfeilwurz."

Hannah Dobbs ließ sich herab, zu bemerken, daß sie vielleicht einen Versuch mit diesem Recepte machen werde, obschon sie darauf wette, daß es ein armseliger Trank sei.

William war nach Mr. Ashley's Hause geeilt. Hier wies man ihn in ein Zimmer, um auf Anna zu warten, und seine Aufmerksamkeit ward sofort durch eine auf einem Bücherbret stehende kleine Sammlung Jugendschriften angezogen. Er wußte, daß dies gerade Bücher von der Art waren, wie Janey zu lesen wünschte. Er nahm einige in die Hand und blätterte darin herum, als Anna, von Mistreß Ashley, Mary und Henry begleitet, eintrat, um mit ihm nach Hause zu gehen.

William fühlte sofort, daß er sich ein wenig zu viel Freiheit herausgenommen, und ward feuerroth. Sein Gesicht war ein offenes, freimüthiges, mit der schönen, freien Stirn und den innigblickenden, dunkelgrauen Augen, und Mistreß Ashley fand dies ebenfalls.

„Du hast Dir wohl unsere Bücher angesehen?" fragte Henry, der auf ganz besonders guter Laune war.

„Es thut mir leid, daß ich sie angerührt habe", entgegnete William. „Ich dachte an jemand anders."

„Ich bin überzeugt, daß Du an Deine Schwester gedacht hast."

„Ja, so ist es", entgegnete William, der stets aufrich-



tig war. „Ich wünschte, sie könnte diese schönen Bücher lesen."

„Ich habe ihr schon davon erzählt", sagte Anna, indem sie sich von William zu den Uebrigen wendete. „Ich erzählte ihr so viel, als ich mich entsinnen konnte, von ‚Anna Roß', dem Buche, welches Du eben in der Hand hattest, William. Sie würde es sehr gern lesen — sie ist stets krank."

„Ist sie sehr krank?" fragte Mistreß Ashley.

„Ja, sie wird sterben", entgegnete Anna.

Es war dies die erste Hindeutung auf das furchtbare Ereigniß, welche William hörte. Sein Gesicht veränderte sich, sein Herz pochte ungestüm.

„O Anna, wer sagt das?" rief er in leisem, wehklagendem Tone.

Es trat Todtenstille ein. Anna's Mittheilung war allerdings von der Art, daß sie tiefen Eindruck machen mußte, und Mistreß Ashley betrachtete den sichtlich aufgeregten Knaben mit inniger Theilnahme.

„Ach, das war wieder einmal meine voreilige Zunge!" rief Anna bereuend. „Patience sagt immer, sie wundere sich, daß mir sie nicht schon jemand aus dem Munde geschnitten habe."

Mary Ashley — ein schönes sanftes Mädchen mit großen braunen Augen wie Henry — trat theilnehmend vor.

„Anna hat mir von Deiner Schwester erzählt", sagte sie. „Ich will ihr sehr gern alle meine Bücher zu lesen geben. Du kannst ihr gleich einige mitnehmen und dieselben wechseln, so oft Du willst."

Wie freute sich William! Mary wählte vier und gab sie ihm. Es waren „Anna Roß“, „Der blinde Bauer“, „Theophilus und Sophie“ und „Margarethe White“. Einige dieser Bücher waren sehr alt und kindisch, paßten aber ganz vortrefflich für „ein sterbendes Kind“, wie die Leute die arme kleine Jane zu nennen begannen.

„Höre“, rief Henry mit einem etwas gönnerhaft aristokratischen Ausdruck in seinem Tone, als William gehen wollte, „wie geht es denn mit Deinem Latein?“

„O sehr gut. Allerdings mache ich nicht so schnelle Fortschritte, wie ich machen würde, wenn ich einen Lehrer hätte. Ich muß mir manchmal, wenn ich auf eine Schwierigkeit stoße, ziemlich lange den Kopf zerbrechen, obschon dies vielleicht auch sein Gutes hat. Auch mit dem Griechischen bleibe ich nicht zurück und —“

„Wie lange arbeitest Du täglich?“ unterbrach ihn Henry.

„Von sechs Uhr bis halb zehn. Dabei muß ich aber auch noch meinen Brüdern nachhelfen.“

„Das nenne ich Ausdauer, Henry!“ rief Mistreß Ashley, und Mr. Henry zuckte die Achseln.

„Anna“, begann William, als sie miteinander auf dem Heimwege waren, „woher weißt Du, daß es mit Jane so schlimm steht?“

„Ob es wirklich mit ihr so schlimm steht, wie ich vorhin äußerte, darüber mußt Du Deine Mutter fragen. Janey kann vielleicht auch wieder gesund werden — wie soll ich es wissen? Vorigen Sommer war sie ja auch krank, und Hannah Dobbs behauptete schon damals, es stände

sehr schlecht mit ihr, aber dennoch ward sie wieder gesund. Weißt Du, was Patience sagt?"

„Was sagt sie denn?" fragte William begierig.

„Patience sagt, ich hätte zehn Ohren, während ich doch nur zwei haben sollte, und ich glaube, mit Dir ist dasselbe der Fall. Leb wohl", setzte sie hinzu, als sie Samuel Lynn's Haus erreicht hatte. „Ich danke Dir für Deine Begleitung."

William wartete an dem Pförtchen, bis Anna eingelassen ward, und eilte dann vollends nach Hause. Seine Mutter war allein und arbeitete wie gewöhnlich.

„Mama", hob William an, „ist es wahr, daß Janey sterben wird?"

Jane's Herz drohte zu bersten; der arme William konnte, wie sie sah, vor Aufregung kaum sprechen.

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte sie in leisem Tone.

„Anna Lynn. Ist es wirklich wahr?"

„William, ich fürchte, daß es wahr werden kann. Gräme Dich aber nicht, Kind — gräme Dich nicht."

William hatte sich mit dem Kopfe auf den Tisch niedergelegt und schluchzte laut. Seine arme Mutter erhob sich von ihrem Stuhle, bückte sich zu ihm herab und schluchzte ebenfalls.

„William, um meinetwillen bitte ich Dich, gräme Dich nicht", flüsterte sie. „Gott allein weiß, was gut ist. Er würde sie nicht zu sich nehmen, wenn es nicht zum Besten wäre."

Zweites Kapitel.

Das Ende.

Der April verging, der Mai ebenfalls und das Ende der armen kleinen Jane Halliburton stand nahe bevor. Ihr Zustand war kein Geheimniß mehr. Ihr Abscheiden war jedoch ein sehr friedliches.

In demselben Monat Mai trat in dem Chor der Kathedrale abermals eine Vacanz ein. Der kleine Gar — er ward jetzt beinahe zu groß, um immer noch der kleine Gar genannt zu werden — war der glückliche Bewerber um die erledigte Stelle, sodaß nun beide Brüder im Chor waren.

„Es wird für mich vielleicht einmal sehr vortheilhaft sein, wenn ich singen gelernt habe, im Fall ich Canonicus werden sollte“, prahlte Gar, der nie müde ward, davon zu sprechen, daß er einmal Geistlicher werden wollte.

„Lieber Gar, hast Du Dir jemals berechnet, was das erst kosten würde?“ fragte Mistreß Halliburton. „Ich fürchte, es wird Dir nicht das Glück beschieden sein, die Universität besuchen zu können.“

„Labor omnia vincit“, rief Gar. „Du hast unsern lateinischen Lectionen oft genug beigewohnt, Mutter, um zu verstehen, was das heißt. Frank muß auch die Kosten berechnen, wenn er Jurist werden will, und er sagt, er werde ganz bestimmt einer werden.“

„O ihr beiden eitlen Knaben!“ rief Jane lächelnd.

„Mama“, sagte Janey auf ihrem Sopha — ihr Athmen war jetzt ein sehr mühsames — „ist es unrecht, wenn sie sich dies wünschen?“

„O durchaus nicht! Es sind dies ganz lobenswerthe Pläne“, sagte Mistreß Halliburton. „Frank und Gar stehen aber so arm und freundlos da, daß ich fürchte, ihre Hoffnungen sind zu ehrgeizig, um in etwas Anderem als Täuschung zu enden.“

Janey rief Gar zu sich, zog sein Gesicht zu dem ihrigen herab und flüsterte leise:

„Thue nur, was in Deinen Kräften steht, Gar, und vertraue auf Gott.“

Später, als Mistreß Halliburton wegen eines nothwendigen Ganges das Haus verlassen mußte, fand Hannah Dobbs sich ein, um bei Janey zu bleiben. Sie brachte ihr etwas Gelée in einer Untertasse.

„Ich bin es beinahe überdrüssig, liebe Dobbs“, sagte Janey. „Ich bin beinahe alles überdrüssig. Ich sage das aber durchaus nicht gern, denn es klingt so undankbar.“

„Kranke Leute bekommen einmal alles sehr bald überdrüssig“, entgegnete Hannah Dobbs, welche glaubte, es sei ihre Pflicht, Janey noch fortwährend Hoffnung zuzusprechen. „Wenn wir erst ordentlich warme Witterung bekommen, dann wird es besser mit Dir werden.“

„Nein, gewiß nicht, liebe Dobbs. Nun wird es nie wieder besser mit mir."

Ein Gemisch von Gefühlen, von welchen das der Entrüstung das vorherrschendste war, raubte Hannah Dobbs fast den Athem.

„Wer ums Himmelswillen hat Dir denn diese abscheuliche Idee in den Kopf gesetzt?" fragte sie.

„Es ist wahr, liebe Dobbs."

„Wahr?" wiederholte Hannah Dobbs. „Wer hat es Dir denn gesagt? Ich will es wissen."

„Erstens Mama. Sie —"

„Kann man sich wohl etwas Dümmeres denken!" rief Hannah Dobbs, das, was Janey sagen wollte, übertäubend. „Wie kann eine Mutter ihr Kind dadurch in Angst jagen, daß sie ihm sagt, es müsse sterben!"

„In Angst gejagt hat sie mich dadurch keineswegs. Ich liege vielmehr gern so da und denke darüber nach."

Hannah Dobbs bezweifelte, ob Janey noch recht bei Verstande sei.

„Du denkst gern darüber nach, wie Du in den Sarg gelegt, in das kalte Grab gesenkt werden und darin liegen bleiben sollst bis zum Jüngsten Tage?" rief sie.

„Ach, liebe Dobbs, so darfst Du Dir es nicht vorstellen", entgegnete Janey. „Wir werden nicht in den Sarg gelegt, sondern blos unser Körper. Wir selbst gehen in die Welt der abgeschiedenen Geister."

„Der abgeschiedenen Geister!" rief die Dobbs, deren Begriffe vom Jenseits — vom zukünftigen Leben — sehr



unklar waren und die in kein größeres Erstaunen hätte gerathen können, wenn Janey angefangen hätte, griechisch mit ihr zu sprechen.

„Mama hat sich von jeher bemüht, uns diese Dinge zu erklären", sagte Jane. „Sie hat uns dieselben so klar gemacht, wie sie gemacht werden können, und sie hat uns gelehrt, den Tod nicht zu fürchten. Sie sagt, daß von denen, welche Kinder erziehen, oft ein großer Fehlgriff begangen werde. Man lehrt sie, sich vor dem Tode als etwas Düsterem und Entsetzlichem zu scheuen, anstatt ihnen seine Lichtseite zu zeigen."

„Na, das muß ich sagen!" rief Hannah Dobbs vor Verwunderung ganz außer sich. „Wie kann der Tod eine Lichtseite haben — ein gräßlicher Sarg mit messingenen Nägeln und eisernen Schrauben, welche den Deckel festhalten?"

Janey traten die Thränen in die Augen.

„O liebe Dobbs, wie willst Du einmal dem Tode ins Auge schauen, wenn Du nicht eine bessere Ansicht von ihm gewinnst? Weißt Du nicht, daß wenn wir sterben, wir — daß heißt unser Geist — denn dieser ist es, welcher lebt und denkt — unsern Körper verläßt? Es lebt dann in diesem kein Bewußtsein mehr und er ruht im Grabe bis zum Jüngsten Tage. Er gleicht der Hülle, welche der Seidenwurm abstreift, wenn er sich in den Schmetterling verwandelt — das Leben ist in dem Schmetterling, nicht in der abgestreiften Hülle. Du kannst gar nicht glauben, welche Mühe Mama sich mit uns fortwährend gegeben hat, um uns diese Dinge zu erklären. Mit mir hat sie in der letzten Zeit besonders viel darüber gesprochen."

„Und wo geht der Geist hin — der Geist, worunter Du wahrscheinlich die Seele verstehst?“ fragte Hannah Dobbs.

Janey schüttelte den Kopf, um ihre Unwissenheit in diesem Punkte auszudrücken.

„Das ist ein Geheimniß“, sagte sie, „Mama aber hat uns glauben gelehrt, daß es einen Ort für die Abgeschiedenen gibt und daß wir an diesen kommen. Es läßt sich nicht annehmen, daß die Seele, ein lebendes Wesen, in einen Sarg eingeschlossen werden könnte. Als Jesus Christus zu dem Schächer am Kreuze sagte: ‚Noch heute sollst du mit mir im Paradiese sein‘, da meinte er jene Welt. Sie ist ein Ort des Lichts und der Ruhe.“

Und die Guten und die Bösen sind dort beisammen?“ fragte Hannah Dobbs.

Wieder schüttelte Janey den Kopf.

„Entsinnst Du Dich nicht aus dem Gleichniß von dem reichen Manne, daß zwischen ihm und dem Armen eine tiefe Kluft befestigt war und Abraham sagte, dieselbe könne nicht überschritten werden? Ich glaube, es wird dort sehr friedlich und schön sein, ganz anders als in dieser Welt, wo es so viel Noth und Unruhe gibt. Warum sollte ich mich vor dem Tode fürchten, liebe Dobbs?“

Hannah Dobbs sah die kranke Janey lange und unverwandt an und es vergingen mehrere Minuten, ehe sie wieder sprach.

„Du fürchtest Dich also nicht vor dem Tode?“ sagte sie langsam. „Ich würde mich davor fürchten.“

Janey's Augen waren feucht.

„Niemand braucht sich vor dem Tode zu fürchten wenn er auf Gott vertrauen gelernt hat. Weißt Du nicht“,

sagte sie mit einem gewissen Grade von Begeisterung, „daß viele Sterbende gesehen haben, wie Jesus ihrer harrt? Was kommt folglich darauf an, wohin man unsern Körper bringt? Wir gehen zu unserm Heiland. Der Tod hat in der That nichts Trauriges und Abschreckendes, wenn man ihn nur von der rechten Seite betrachtet. Nur die, welche das nicht gelernt haben, fürchten sich vor ihm."

„Das Kind versteht zu sprechen wie ein Prediger!" sagte Hannah Dobbs bei sich selbst. „Der Pfarrer sagte uns vorigen Sonntag in der Kirche, wir wandelten alle den Weg des Verderbens. Lieber möchte ich aber das glauben, was diese Kleine sagt. Es klingt weit ermuthigender. Ihre Mama hat sie gut erzogen, das läßt sich nicht leugnen."

Dieser stumme Monolog ward durch Mistreß Halliburton's Rückkehr unterbrochen. Fast unmittelbar darauf fanden sich Mary Ashley und Anna Lynn ein.

Mary war jetzt zum ersten Male hier. Sie kam, um Janey einige Bücher zu bringen. Sie war eins jener anmuthigen Kinder, auf welchen das Auge mit Wohlgefallen ruht. Mit ihrem seidenen Kleide, ihrem mit Blumen und Bändern ausgeputzten Strohhut und ihren darunter herabfallenden dunkelglänzenden Locken stach sie auffallend gegen die kleine Quäkerin ab. Sie war viel jünger als ihr Bruder Henry, dennoch aber hatte sie hinsichtlich der feinen Züge, der zarten Gesichtsfarbe und der sanften dunkeln Augen viel Aehnlichkeit mit ihm.

In Folge einer von Hannah Dobbs gemachten Bemerkung kam das Gespräch auf Janey's fast mit Gewißheit zu erwartendes baldiges Ende und Mary Ashley hörte

mit außerordentlicher Verwunderung, daß die Kranke den Tod nicht fürchtete.

„Janey's Mama hat sie so gelehrt", bemerkte Hannah Dobbs erläuternd.

„Meine Mama gibt sich auch viele Mühe mit uns", bemerkte Mary, „aber dennoch möchte ich nicht gern sterben. Wie kommt das?" setzte sie, sich zu Mistreß Halliburton wendend, hinzu. „Jane ist nicht viel älter als ich und dennoch scheut sie den Tod nicht."

„Liebes Kind", antwortete Mistreß Halliburton, „ich glaube, die Sache ist einfach die: Wen Gott von dieser Welt hinwegzunehmen beabsichtigt, dem nimmt er in seiner Gnade und Weisheit allmälig die Liebe zu dieser Welt. Du, liebe Mary, bist gesund und kräftig und die Welt erscheint Dir angenehm. Jane dagegen ist schon so lange krank und schwach gewesen, daß sie keinen Genuß mehr an der Welt findet, und dieses veranlaßt sie natürlich, mit Sehnsucht und Verlangen der Ruhe und dem Frieden im Jenseits entgegenzusehen. Alles ist von Gott weise geordnet."

Mary Ashley begann zu glauben, daß dem in der That so sein müsse.

Die plaudernde eitle Anna betrachtete Mary's schönen Hut und ihre herabhängenden Locken mit einem Neid und einer Sehnsucht, von welcher nur sie selbst einen richtigen Begriff hatte. Sie war keinesfalls der Welt überdrüssig.

Das Ende rückte immer näher und näher heran. Es kam ein Tag, wo Janey nicht aufstehen konnte, es kam ein zweiter und ein dritter. Am vierten Morgen saß Janey, die vergleichsweise eine sehr gute Nacht gehabt, aufgerichtet

in ihrem Bette, als ihre Brüder aus der Schule nach Hause kamen. Sie machten, daß sie mit ihrem Frühstück fertig wurden, und eilten dann zu ihr, um ihr ihren Antheil daran zu bringen.

Die ersten wenigen Minuten nach dem Frühstück waren von Mistreß Halliburton stets einer kurzen Erbauung gewidmet gewesen, indem sie ihren Kindern aus der Bibel oder einem Andachtsbuche vorlas. Trotzdem daß sie jetzt so fleißig arbeiten mußte, behielt sie diesen löblichen Gebrauch dennoch bei.

„Ich will heute Morgen hier lesen", bemerkte sie, während die Knaben um das Bett herumstanden.

„Mama", unterbrach sie Janey, „lies von der heiligen Stadt im Buche der Offenbarung."

Mistreß Halliburton schlug das einundzwanzigste Kapitel auf und war bis zum dreiundzwanzigsten Verse gekommen — „Und die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, daß sie in ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm —" als Janey sich plötzlich in ihrem Bett vorwärts neigte und die Augen auf einen ihr gegenüber befindlichen Punkt heftete.

Mistreß Halliburton hielt im Lesen inne und faßte Janey am Arme, um sie sanft auf ihre Kissen zurückzulegen.

„O Mama, halte mich nicht!" sagte sie in seltsam ergreifendem Tone; „halte mich nicht, ich sehe das Licht. Ich sehe Papa!"

In ihrem eignen Antlitz strahlte ein seltsames, gleichsam überirdisches Licht, und ein unbeschreibliches, himm-

lisches Lächeln umspielte ihre Lippen. Ihre Arme fielen herab und sie sank zurück auf den Pfühl.

Janey Halliburton war heimgegangen zu ihrem himmlischen Vater, vielleicht auch zu ihrem irdischen.

Gar kreischte laut auf.

Mitten in der Verwirrung, welche nun folgte, trat Hannah Dobbs ein. Als sie sah, was geschehen war, gerieth sie in großen Zorn, fing heftig an zu schluchzen und fühlte sich stark versucht, Mistreß Halliburton durch Scheltworte und die armen Knaben durch Faustschläge zu Boden zu schmettern.

„Warum habt Ihr mich nicht gerufen, um bei ihrem Abscheiden zugegen zu sein?“ rief sie zwischen ihrem leidenschaftlichen Schluchzen hindurch. „Dieses Kind war das einzige Wesen, welches ich in der Welt geliebt, und nun ist mir nicht einmal vergönnt gewesen, ihr Lebewohl zu sagen. Mag ich leben, solange ich noch will, so werde ich niemals einen Menschen so lieben lernen, wie ich dieses Kind geliebt habe!“

Vergebens bemühte man sich, ihr zu erklären, daß Janey's Tod plötzlich und unerwartet erfolgt sei. Sie wollte nichts davon hören.

Mistreß Halliburton stahl sich von der scheltenden und schluchzenden Hannah Dobbs hinweg. Ihr Herz drohte zu bersten. Obschon sie gewußt hatte, daß dies das Ende sein müsse, so war sie doch jetzt, wo es eingetreten war, so gut wie unvorbereitet darauf. In ihrem verzweiflungsvollen Schmerze fühlte sie sich einen Augenblick lang — aber nur einen Augenblick lang — versucht, an der Güte und Weisheit Gottes zu zweifeln.

Es rief jemand von dem Fuße der Treppe herauf nach ihr, und sie ging hinunter. Sie mußte hinuntergehen; sie konnte sich nicht einschließen, wie die es thun, die sich durch Diener vertreten lassen können. Anna Lynn stand da, zur Schule angekleidet.

„Freundin Jane Halliburton, Patience schickt mich, zu fragen, wie es mit Janey diesen Morgen geht. Geht es besser?"

„Nein, Anna. Sie ist todt."

Jane sprach mit unnatürlicher Ruhe. Die durch diese Worte erschreckte Kleine rannte sogleich wieder zur Gartenthür hinaus, um Patience zu benachrichtigen. Es dauerte nicht lange, so war Patience zur Stelle. Jane war jetzt ganz außer sich.

„Du lässest Dich von Deinem Schmerze allzu sehr beherrschen", sagte die Quäkerin. „Du mußt Dich zu fassen suchen."

„O Patience, warum mußte es so kommen!" wehklagte Jane in ihrer Verzweiflung. „Anna ging soeben in der Fülle der Gesundheit und Lebenslust von hier hinweg, und mein Kind hat der Tod hinweggerafft. Ach, Gott gibt mir zu viel zu tragen!"

„Das darfst Du nicht sagen", entgegnete Patience ernst. „Du bist aber jetzt nicht bei ruhiger Besinnung. Welche Wahrheit hörte ich Dich vor kaum einer Woche Deinem Kinde einprägen? Daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind."

Drittes Kapitel.

Eine Hochzeit in Honey-Fair.

Wenn nicht dergleichen Gegensätze im Leben nur allzu häufig vorkämen, so würden wir es kaum für schicklich halten, aus einem Trauerhause sofort in ein Hochzeitshaus zu treten.

An demselben Morgen, wo Janey Halliburton starb, ward Mary Ann Croß mit Ben Tyrrett getraut, welches Ereigniß in dem Hause der Familie Croß natürlich festlich begangen ward.

Ob nun eine Heirath gut oder schlecht war — wir meinen hier vom pecuniären Gesichtspunkte aus — so ward sie doch in Honey=Fair ohne Unterschied als ein Freudenfest betrachtet.

Benjamin Tyrrett war bei der Handschuhfabrikation nur ein sogenannter Tagarbeiter, der fünfzehn bis sechzehn Schillinge wöchentlich verdiente. Mary Ann Croß hatte sich aber einmal vorgenommen, ihn zu heirathen, trotz der Ermahnungen ihrer Aeltern und anderer Leute, welche ihr versicherten, daß sie mit der Zeit wohl noch eine bessere Partie machen könne.

Das Brautpaar war nach der in Honey-Fair einmal üblichen Weise zu Werke gegangen und hatte für nichts gesorgt. Jeder Schilling, den Mary Ann Croß erübrigen konnte, ward auf Putz verwendet. Vergebens machte Charlotte East sie auf die Nothwendigkeit des Sparens und des Wartens aufmerksam. Mary Ann wollte weder das Eine noch das Andere thun.

„Du solltest Dir durchaus etwas zurückzulegen suchen", hatte Charlotte zu ihr gesagt. „Du scheinst nicht zu wissen, daß es nach dem Heirathen weit mehr Bedürfnisse zu bestreiten gibt, als vor demselben."

„Wir sind dann unser zwei, welche Geld verdienen", entgegnete Mary Ann logisch.

„Aber auch zwei, welche leben wollen", sagte Charlotte. „Auf nichts hin heirathen, heißt sich in Noth stürzen."

„Wie Du doch redest, Charlotte East! Er verdient durch seine Arbeit und ich verdiene durch die meinige. Wo soll da die Noth herkommen? Uebrigens werde ich, wenn ich einmal verheirathet bin, auch nicht soviel mehr auf den Putz verwenden."

„Eine Heirath wie die Deinige muß nothwendig allerlei Bedrängnisse zur Folge haben", fuhr Charlotte, bei ihrer Behauptung stehen bleibend, fort. „Dein Bräutigam wird sehen, daß er einige wohlfeile Möbel zusammenbringt — wenigstens die unentbehrlichsten — damit Ihr ein Zimmer einrichten könnt, und dann beginnt Ihr mit einander zu wirthschaften, ohne daß eins von Euch nur einen Sixpence zurückgelegt hätte. Vielleicht sind auch nicht einmal die Möbel bezahlt und nöthigen Euch gleich

von vornherein zu Einschränkungen, um diese Bezahlung nach und nach zu ermöglichen. Was sollt Ihr anfangen, wenn Kinder kommen, Mary Ann?“

Mary Ann Croß fing an zu kichern.

„Wie Du doch redest, Charlotte! Wenn wirklich Kinder kommen, nun, so sind sie da! Zurückschicken können wir sie nicht.“

„Nein, das könnt Ihr allerdings nicht“, sagte Charlotte. „Gewöhnlich stellen sie sich in ziemlicher Anzahl ein, und zuweilen ist sehr wenig zu ihrem Unterhalte da. Die Hälfte der ehelichen Zwistigkeiten in unserm Stande hat ihren Grund in weiter nichts als vielen Kindern und beschränkten Mitteln.“

„Darauf muß man es einmal ankommen lassen, Charlotte.“

„Von einem ‚muß‘ ist keine Rede, liebe Mary Ann. Du bist erst neunzehn Jahre alt, Ben Tyrrett dreiundzwanzig. Wie wäre es, wenn Ihr Euch entschlösset, noch zwei oder drei Jahre zu warten? Ihr wäret dann immer noch jung genug, und wenn Ihr mittlerweile etwas spartet, so hättet Ihr dann etwas in der Hand für außerordentliche Ausgaben oder für Krankheitsfälle.“

„Die Meinungen sind verschieden“, entgegnete Mary Ann kurz. „Wenn das, was die Leute erzählen, wahr ist, so hast Du für Deine Verheirathung lange gespart, und doch ist zuletzt aus der Sache nichts geworden. Ich dagegen halte es für das Beste, einen Mann zu nehmen, sobald man ihn kriegen kann.“

Ein Ausdruck von Schmerz zuckte über Charlottens Gesicht.

„Mag ich nun heirathen oder nicht", antwortete sie ruhig, „so wird es mir in keinem Falle zum Nachtheil gereichen, Geld gespart zu haben, anstatt es zu verschwenden. Und wenn auch der beste Mann, der jemals geboren worden, zu mir käme, so würde ich ihn doch nicht heirathen, wenn ich für die Zeit der Noth nicht besser gesorgt hätte, als von Dir und Tyrret geschehen ist. Was kann aus solchen Ehen werden, Mary Ann?"

„Es heirathen aber von uns Mädchen die meisten so", entgegnete Mary Ann.

„Und wozu führen solche Heirathen, frage ich? Zuweilen zu Zank und Mißhandlungen, Mary Ann, zuweilen ins Armenhaus, stets aber in Noth und Sorge."

„Ist es wahr, daß Du sparst, Charlotte?"

„Ja, ich spare, was ich erübrigen kann."

„Aber wie ums Himmels willen fängst Du nur das an? Du kleidest Dich ebenso gut als wir. Wir dagegen verwenden unser ganzes Geld darauf und mein Vater muß das Hauswesen ziemlich allein erhalten."

„In gewisser Beziehung kleide ich mich sogar besser als Ihr, Mary Ann. Ich trage nicht einen Tag ein seidenes Kleid und den nächstfolgenden einen zerlumpten Unterrock. Niemand sieht mich jemals anders als nett und sauber und meine Kleider halten sehr lange. Der Flittertand ist es, der Dich ums Geld bringt. Ich schäme mich nicht, meinen Hut zwei Jahre zu tragen, Du dagegen brauchst ihrer zwei in einem Sommer. Hierzu kommt noch etwas, Mary Ann — ich vergeude nicht meine Zeit — ich bleibe bei meiner Arbeit sitzen und verdiene wahrscheinlich noch einmal so viel als Du."

„Wie viel hast Du denn vorige Woche verdient, wenn ich fragen darf?“

„Zehn Schilling neun Pence.“

„Was?“ rief Mary Ann, erstaunt die Hände emporhebend; „ich habe es blos bis auf fünf Schilling und zwei Pence gebracht, so daß ich gar nicht einmal alle versprochenen Abschlagszahlungen leisten konnte. Mit meiner Schwester stand es noch schlimmer, denn diese hatte es blos bis auf vier Schillinge und eilf Pence gebracht. Der mürrische alte Werkführer sagte zu mir, als er mich auszahlte: ‚Wie viel wollt Ihr denn für die Seide in Abzug bringen lassen? Es sind nun schon zwei Termine fällig.‘ — ‚Ich weiß es wohl‘, antwortete ich, ‚aber heute kann ich mir nichts abziehen lassen.‘ Er brummte, der alte Knicker, ließ mich aber doch gehen.“

„Und wofür hast Du denn Deine fünf Schillinge ausgegeben? Wahrscheinlich für ganz unnöthige Dinge.“

„Ich mußte bei Bankes einen Theil meiner Schuld bezahlen, und für das, was mir dann noch übrig blieb, kaufte ich mir ein neues pfirsichfarbenes Hutband.“

„Ein pfirsichfarbenes! Du hättest Dir ein weißes kaufen sollen, wenn Du einmal heirathen willst.“

„Ach, was Du nicht sagst! Du glaubst wohl, ich werde mich in dem schäbigen alten Strohhute trauen lassen, den ich den ganzen Frühling getragen habe?“

„Aber wo willst Du denn das Geld zu einem neuen hernehmen? Du wirst noch andere Dinge brauchen, die wesentlicher sind als ein Hut.“

„Einen neuen Hut muß ich haben, und wenn ich ihn borgen sollte“, entgegnete Mary Ann. „Die Ringe kauft

Tyrrett. Dein Predigen hilft Dir übrigens nichts, Charlotte. Ich werde doch thun, was ich mir einmal vorgenommen habe."

Charlotte vermochte in der That gegen das in Honey-Fair einmal herrschende System des Leichtsinns nichts auszurichten. Weder Benjamin Tyrrett noch Mary Ann Croß waren mit Besonnenheit begabt und sie nahmen sich auch nicht die Mühe, sich diese Eigenschaft zu erwerben.

Die Hochzeit fand demgemäß statt und heute war der glückliche Tag. Mistreß Croß gab zu Ehren dieses Ereignisses eine Gesellschaft, welcher die Braut und der Bräutigam mit noch so vielen Gästen, als die Küche fassen wollte, beiwohnten. Es gab Thee für die Damen und Bier für die Herren, Abendbrot für alle zusammen und zum Beschluß Punsch.

Wie Mistreß Croß es möglich gemacht hatte, so lange weiter zu wirthschaften, ohne sich eine Blöße zu geben, dies wußte sie selbst kaum. Es war ein wirkliches Wunder, daß sie überhaupt hatte weiter wirthschaften können. Sie mußte alle Energie ihres Lebens aufbieten, um ihre Verlegenheit zu bemänteln, damit ihr Mann nichts davon erführe.

Der böse Tag war indeß blos aufgeschoben. Ganz abgewendet konnte er nicht werden.

Viertes Kapitel.

Eine Explosion.

Es dauerte nicht lange, so kam der zu Ende des vorigen Kapitels angedeutete böse Tag wirklich. Vielleicht wäre er noch nicht so bald gekommen, wenn nicht Jakob Croß von einem Unglück betroffen worden wäre. Der Fabrikant, für den er arbeitete, starb plötzlich und das Geschäft ward sofort geschlossen. Die fertigen Handschuhe kaufte ein Londoner Haus, und die vorhandenen Vorräthe an Rohmaterialien, Maschinen u. s. w. wurden verauctionirt. Er war ein Fabrikant ersten Ranges gewesen und hatte beinahe ebenso große Geschäfte gemacht wie Mr. Ashley.

Nicht blos Jakob Croß, sondern auch noch viele andere Arbeiter in Honey-Fair wurden dadurch brotlos. Andrew Brumm und Timothy Carter gehörten auch zu dieser Anzahl. Es geschah dies nur wenige Monate nach Mary Ann's Hochzeit.

Mistreß Croß erschrak darüber nicht wenig. Obschon sie einige ihrer Schulden bezahlt, so hatte sie doch auch

mehrere neue gemacht; ja eben der Umstand, daß sie Schulden bezahlen mußte, hatte sie gezwungen, frische Verbindlichkeiten einzugehen. Ihre Lage war eine sehr mißliche. Sie und ihre Tochter Amelia hatten für denselben nun verstorbenen Fabrikanten gearbeitet und folglich nun auch nichts zu thun. Mary Ann hatte ebenfalls für ihn gearbeitet, aber sie war nicht mehr im väterlichen Hause, und wir haben daher vor der Hand nichts mit ihr zu thun.

Andere befanden sich in ebenso mißlicher Lage wie Mistreß Croß. Es war jetzt Herbst und das Geschäft ging flau. Die Winterbestellungen waren erledigt, und es war kein Grund vorhanden, die für den Frühling zu übereilen, sodaß die jetzt abgelohnten Arbeiter nicht hoffen konnten, sobald wieder Beschäftigung zu finden.

Eine düstere Stimmung herrschte in ganz Honey-Fair. In vielen Häusern wanderten die am wenigsten nothwendigen Gegenstände Woche für Woche zu dem Pfandleiher, ohne, wie in bessern Zeiten, Sonnabend Abend wieder eingelöst zu werden. Von den auf diese Weise aufgenommenen Beträgen mußten die Familien existiren.

Es war dies schon schlimm für die, welche keine Schulden hatten, für die aber, welche schon damit beladen waren — vor allen Dingen die, welche an heimlichen Schulden laborirten — war es ein Zustand, der sich kaum beschreiben läßt. Mistreß Croß konnte keine Nacht ordentlich schlafen. Sie dachte sogar zuweilen ans Davonlaufen, wenn sie nur gewußt hätte wohin.

Die Männer standen oder saßen den ganzen Tag mit der Pfeife im Munde an ihren Thüren, denn zu Tabak mußte Geld werden, mochte es kommen, woher es wollte.

So verbrachten sie in düsterem Schweigen die Zeit und zankten sich der Veränderung halber manchmal mit ihren Weibern oder schlenderten mit ihren Pfeifen die Straße auf und ab und stellten sich in Gruppen zusammen, um einer dem andern die Noth zu klagen und auf die Handschuhfabrikation zu schimpfen.

Eines Montags Nachmittag war eine kleine Gesellschaft in der Küche bei Jakob Croß versammelt — er selbst, Andrew Brumm und Timothy Carter. Brumm und Carter waren in einer Beziehung glücklicher daran als Croß. Ihre Frauen arbeiteten jede für ein anderes Geschäft, nicht für das, welches soeben geschlossen worden, und deshalb hatten sie ihre Beschäftigung behalten.

Diese Thatsache schien jedoch den beiden Männern wenig Trost zu gewähren, denn sie fuhren fort zu klagen und zu grollen, als Joe Fisher — Du wirst ihn noch nicht vergessen haben, lieber Leser — hereintaumelte.

Er hatte es bis jetzt, zum großen Erstaunen für alle Welt, möglich zu machen gewußt, nicht ins Armenhaus zu kommen. Dann und wann bekam er auch auf einige Tage Arbeit, aber die Fabrikanten beschäftigten ihn nur ungern. Er war als Trunkenbold bekannt.

Dabei war auch seine ganze äußere Erscheinung eine durchaus nicht empfehlenswerthe. Rock, Beinkleider und Weste hingen nur noch in Lumpen um ihn herum und von einem Hemd gab es bei ihm keine Spur. Die Leute wunderten sich, wo er noch immer das Geld hernahm, um seinen Durst zu befriedigen.

„Wer gibt uns ein Obdach?" lautete sein Gruß, während er sich hereindrängte. Seine Augen waren hohl,

seine Füße unsicher und schwankend und seine Wangen von Mangel an geeigneter Nahrung abgemagert. „Wird uns niemand einen Winkel einräumen?"

Die Männer nahmen die Pfeifen aus dem Munde.

„Seid Ihr endlich herausgesetzt worden, Joe?" fragte Jakob Croß.

„Ja, wir sind herausgesetzt worden", entgegnete Joe. „Und meine Frau ist ihrer Niederkunft nahe."

Mistreß Croß, die im Hintergrunde der Küche saß und ihre Kartoffelpfanne auswusch — das Mittagsmahl bestand jetzt in der Regel aus weiter nichts als Kartoffeln und Salz — gab ihr Wort auch mit dazu, indem sie sagte:

„Ihr konntet kaum etwas Anderes erwarten, Joe Fisher. Ihr habt nun schon so lange jene möblirte Stube bewohnt und nichts dafür bezahlt, sondern alles vertrunken. Eure Wirthsleute haben Euch lange genug gedroht. Vorige Woche schwuren sie es Euch zu, wie Ihr wißt, daß Ihr herausgesetzt werden solltet, wenn Ihr nicht bezahltet."

„Wo habt Ihr denn Eure Frau und Kinder?" fragte der schüchterne Timothy Carter.

„Ihr könnt sie sehen", antwortete Fisher. „Sie sind keine hundert Meilen weit von hier."

Er deutete mit der Hand nach der Straße und die Männer und Mistreß Croß traten an die Thür, um hinauszuschauen.

Mitten in dem engen Gäßchen im Schmutze kauernd, denn das Wetter war seit längerer Zeit sehr unfreundlich und naß, sah man die unsaubere Susanne Fisher, eine Frau,

die jetzt nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen schien und deren Gesicht hoffnungslos und verzweiflungsvoll war. Sie trug keine Haube und ihr zottiges Haar fiel auf ihr Kleid herab, auf ein Kleid, welches nur aus schmutzigen Fetzen bestand. Mehrere kleine Kinder hockten um sie herum.

„Das schmutzige Geschöpf!" murmelte Mistreß Croß bei sich selbst. „Sie liebt den Branntwein ebenso sehr als ihr fauler, zänkischer Mann, und nun ist es so weit mit ihnen gekommen. Für die armen kleinen Würmer wäre es am besten, wenn der liebe Gott sie zu sich nähme."

„Da seht sie nur!" hob Fisher wieder an. „Und das nennt man ein freies Land! Das nennt man ein Land, welches andern zum Muster dienen und eine Zuflucht für die Bedrängten sein soll! Warum kommt die Regierung, die unsere Häfen den verwünschten Franzosen geöffnet hat, nicht hierher und sieht mich und meine Familie, wie wir auf der Straße liegen und nirgends ein Obdach finden."

„Wenn Ihr besser gewirthschaftet hättet, Joe Fisher, so stände es jetzt mit Euch auch nicht so schlimm", sagte Mistreß Croß. Sie gehörte sonst nicht zu denen, welche, wie so viele Andere in Honey-Fair, lieblos urtheilten; die Furcht aber, in welcher sie jetzt fortwährend lebte, und die Entbehrung, welche sie selbst zu ertragen hatte, machten sie rücksichtslos.

„Ach schweigt Ihr doch!" sagte Joe Fisher. „Mit Weibern zanke ich mich nicht, höchstens mit dem meinigen. Ich sage Euch daher weiter nichts, Mutter Croß, als: Schwatzt keinen Unsinn!"

Mistreß Croß gab hierauf keine Antwort und Fisher hob wieder an:

„Das kommt davon, wenn man der Regierung und den Arbeitsherren den Willen läßt. Hätten wir, wie ich Euch schon oft aufgefordert, einmal alle zusammen die Arbeit eingestellt, so stände es jetzt anders mit uns. Laßt mich eine Minute sitzen, Croß."

Croß schob ihm freundlich einen Stuhl hin und concentrirte dann seine Aufmerksamkeit auf die Frau des Trunkenbolds. Es hatte sich bereits eine ziemliche Anzahl Leute um sie gesammelt, und Mistreß Buffle schickte, getrieben von einem Gefühl von Humanität, welches ihr nur wenige zugetraut hätten, der armen, von Frost geschüttelten Unglücklichen ein altes wollenes Tuch und eine Schüssel warmen Pudding hinaus. Die Mutter konnte die winselnden Kinder mit dem einen blechernen Löffel nicht schnell genug füttern.

Ein junger Mann kam schnell gegangen und blieb an Croß' Thür stehen. Es war Adam Thorneycroft. Er wohnte nicht in Honey-Fair, kam aber oft hierher, obschon Charlotte ihm den Korb gegeben hatte.

„Ist Joe Fisher hier?" fragte er. „Fisher, warum geht Ihr nicht ins Armenhaus und meldet dort, in welchem Zustande Eure Frau sich befindet? Hier auf der Straße kann sie nicht liegen bleiben."

„Ihr Zustand geht Euch gar nichts an, Mr. Thorneycroft", lautete die mürrische Antwort.

Thorneycroft drehte sich auf dem Absatz herum und gab durch eine verächtliche Geberde seine Meinung über Fisher's halb blödsinnigen Zustand zu erkennen.

„Ich muß fort an meine Arbeit", bemerkte er; „kann

aber nicht einer von Euch, die Ihr doch jetzt nichts zu thun habt, nach dem Armenhaus gehen und dort Meldung von der hülflosen Lage dieser Frau und ihrer Kinder machen?"

Timothy Carter antwortete.

„Ich will hingehen", sagte er. „Ich weiß ohnehin nicht, was ich diesen Nachmittag vornehmen soll."

Timothy und Adam gingen mit einander fort. Ersterer trippelte zimperlich und vorsichtig an der Thür seiner eigenen Wohnung vorüber, damit nicht seine Frau ihn am Tritte erkennen, herauskommen und ihn festhalten möchte.

Charlotte East stand an ihrer Thür und Adam machte Halt. Timothy ging weiter, er fühlte sich noch nicht vollkommen sicher.

„Was für ein Leben ist das dieser armen Frau!" rief Charlotte.

„Ach ja", stimmte Adam bei. „Und nichts ist daran schuld als der Umstand, daß Fisher kein fleißiger Arbeiter gewesen ist."

Charlotte sah ihn mit ernstem Blicke an.

„Sage lieber, weil er sich dem Trunke ergeben hat, Adam", versetzte sie.

„Willst Du damit eine Warnung für mich ausgesprochen haben?" entgegnete Adam. „Ich glaube, Du meinst es gut mit mir, aber wenn Du mir dies beweisen willst, so schlägst Du einen ganz falschen Weg ein. Wenn Du wünschest, daß ich einen soliden Lebenswandel führe, so solltest Du mir zur Seite stehen und dabei behülflich sein. Leb wohl, sonst komme ich zu spät."

„Leute, die nichts zu thun haben, nannte uns Adam

Thorneycroft!“ rief Jakob Croß seinem Freunde Brumm zu, als Fisher fortging und sie sich wieder niedersetzten. „Er sprach blos die Wahrheit. Was wird noch das Ende davon sein?“

„Nun, das Armenhaus“, antwortete Mistreß Croß, welche selten eine Gelegenheit, ihre Meinung ebenfalls zu erkennen zu geben, vorbeigehen ließ. „Das Armenhaus für uns ebenso gut, wie für die Fishers, wenn die Dinge nicht bald eine bessere Wendung nehmen. Wenn große, starke, kräftige Männer die Arbeit verlieren und dennoch essen und trinken wollen und noch andere Leute zu Hause sitzen, die auch essen und trinken wollen, ohne daß die Mittel dazu vorhanden sind, so kann das Armenhaus nicht mehr sehr weit sein.“

„Ich aber komme ganz gewiß nicht hinein“, sagte Andrew Brumm. „Ich werde arbeiten und mich und die Meinigen vor einem solchen Schicksal bewahren, und sollte ich an der Landstraße Steine klopfen. Eins aber weiß ich. Wenn ich jemals wieder meine gewisse Arbeit habe, so soll meine Frau ein wenig umsichtiger und sparsamer wirthschaften, als es seither geschehen ist.“

„Ja, zu der umsichtigen und sparsamen Sorte gehört Arabella Brumm allerdings nicht“, bemerkte Mistreß Croß. „Wie kommt Ihr nur bei diesen schlechten Zeiten überhaupt durch, Andrew? Ihr scheint Euch noch ganz leidlich zu befinden.“

„Na, wir behelfen uns, so gut wir können“, entgegnete Andrew, „aber verwünscht krumm liegen müssen wir. Meine Frau sitzt fleißig über ihrer Arbeit, nachdem ich die meinige eingebüßt habe. Sie verwendet fast kein Auge

davon und ich besorge einstweilen die häuslichen Verrichtungen und sehe nach den Kindern. Vorige Woche hatte sie mit Anrechnung ihrer Seide neun Schillinge verdient. Da ich nun finde, daß wir zur Noth davon leben können, so hätten wir, als wir außerdem auch noch meinen Arbeitslohn dazu hatten, wohl für die Zeit der Noth etwas zurücklegen können", fuhr er nach einer Pause fort. „Sollte mir diese Möglichkeit wieder geboten werden, so will ich sie mir nicht noch einmal entschlüpfen lassen."

„Es ist merkwürdig, was für Wunder der Arbeitslohn wirkt, wenn man keinen mehr verdient!" bemerkte Mistreß Croß in ironischem Tone, denn die Wendung, welche das Gespräch nahm, behagte ihr keineswegs. „Wenn Ihr auch wieder Arbeit bekommt, Andrew Brumm, so wird doch Eure Frau ebenso wenig im Stande sein, etwas zu sparen, als wir andern es im Stande sind."

„Aber sie muß!" rief Andrew. „Sie sieht jetzt auch selbst ein, daß es geschehen könnte."

„Ich berechnete mir gestern, wie lange wir existiren könnten, wenn wir nach und nach unser Wirthschaftsgeräth verpfänden", bemerkte Jakob Croß, ein im Allgemeinen sehr ruhiger Mann. „Wenn wir nämlich keine Arbeit wieder bekommen, so bleibt uns nichts Anderes übrig."

„Eins habe ich mir fest vorgenommen, nämlich keine heimlichen Schulden wieder zu dulden", sagte Brumm. „Vergangenen Frühling fand ich, daß meine Frau mit diesen Bankes ihren Trödel hatte, und die Art und Weise, auf welche ich dahinterkam, war ziemlich drollig — doch das mag sein. ‚Bella', sagte ich zu ihr, ‚lieber will ich alles, was ich habe, verkaufen und im Lande herumziehen, als

immerwährend ein Schwert über meinem Kopfe hängen haben' — damit meinte ich die Schulden. Und dann ging ich zu Bankes und sagte: ‚Wenn Sie meiner Frau wieder borgen, so können Sie nur sehen, wo Sie das Geld herkriegen, denn ich bezahle keinen Heller. Das sage ich Ihnen hiermit und werde auch übrigens bei der Behörde über Ihr Thun und Treiben Anzeige erstatten'. Und ich bezahlte ihnen ihre Rechnung mit so und so viel wöchentlich und machte der Sache ein Ende. Diese Bankes richten in Honey-Fair mehr Unheil an als alles Andere zusammengenommen."

„Was machen denn die Bankes?" fragte Jakob in seiner glücklichen Unwissenheit.

„Was sie machen?" entgegnete Brumm. „Wißt Ihr denn nicht —"

In diesem kritischen Augenblick aber hatte Mistreß Croß, welche hinter Andrew Brumm's Stuhl beschäftigt war, während er sich auf demselben hin und her schaukelte, die Geistesgegenwart, mit dem Fuße so daran zu stoßen, daß Brumm das Gleichgewicht verlor und mit sammt seiner Pfeife über den Haufen purzelte.

„Mein Himmel!" rief Jakob Croß, ihm wieder aufhelfend, „was macht Ihr denn, Brumm?"

Ehe aber Brumm noch antworten konnte oder sich gänzlich aufgerafft hatte, trat abermals ein Besuch ein — Mr. Abbot, der Besitzer von wenigstens einem Drittheil der Häuser in Honey-Fair. Er machte seine gewöhnliche Montagsrunde.

Jakob Croß nahm die Pfeife aus dem Munde und griff an seinen Hut, den er nach dem in Honey-Fair herrschen-

den anmuthigen Gebrauche auch innerhalb des Hauses aufbehielt. Es geschah nicht oft, daß der Hausbesitzer und die Arbeiter in Berührung kamen.

„Nun, wie steht's, Mistreß Croß", sagte Mr. Abbot, „paßt es Euch heute?"

„Nein, heute paßt es uns nicht, Sir", mischte Jakob sich ein. „Sie müssen in diesen schweren Zeiten ein wenig Nachsicht mit uns haben. Sobald ich wieder Arbeit habe, werde ich an Sie denken, ehe ich an uns selbst denke."

„Ich habe Euch schon so viel Nachsicht geschenkt, als mir möglich ist", entgegnete Mr. Abbot, ein mürrischer, harter Mann. „Ihr müßt entweder ausziehen oder bezahlen — mir ist es gleichviel."

„Ich werde Sie bezahlen, sobald ich wieder Arbeit habe, Sir, darauf können Sie sich verlassen. Was das Ausziehen betrifft, so frage ich Sie: wo soll ich hinziehen? Meine Möbel würden Sie mich nicht mitnehmen lassen und auf der Straße liegen bleiben wie Fisher's Weib können wir nicht."

Mr. Abbot verließ das Zimmer, kehrte aber gleich darauf mit einem Manne zurück.

„Ich muß Euch bitten", sagte er, „diesen Mann einige Tage bei Euch zu beherbergen; da Ihr nicht ausziehen wollt, so muß er dableiben, um zu sehen, daß Eure Möbel auch dableiben."

„Das ist aber sehr hart und grausam von Ihnen, Sir", rief Croß. „Ich wohne schon seit so vielen Jahren in Ihrem Hause und Sie haben Ihren Zins stets regelmäßig erhalten."

„Regelmäßig?" rief der Hauswirth. „Es hat mir, seit-

dem die Bankes nach Helstonleigh gekommen sind, mehr Mühe gemacht, von Eurer Frau den Zins zu bekommen, als von irgend jemand anders in Honey-Fair."

Croß verstand dies nicht. Seine Gedanken waren zu sehr durch die zunächst vorliegende Frage in Anspruch genommen, als daß er eine Antwort verlangt hätte.

„Sie haben blos drei Wochen zu fordern", sagte er, „und —"

„Drei Wochen?" unterbrach ihn Mr. Abbot. „Neun Wochen wollt Ihr sagen — neun Wochen sind es heute!"

Jakob Croß war wie vom Donner gerührt.

„Wer sagt, daß es neun Wochen seien?" fragte er.

„Ich sage es und Eure Frau wird es Euch auch sagen. Fragt sie nur einmal."

Mistreß Croß aber huschte mit leichenblassem Gesicht zur Thür hinaus und eilte die Gasse hinunter. Die Explosion war erfolgt.

Mr. Abbot nahm sich nicht die Mühe, noch weiter ein Wort zu verlieren, sondern entfernte sich, während er den unwillkommenen Gast zurückließ.

Andrew Brumm, der sich aus Zartgefühl mittlerweile entfernt hatte, kam wieder herein und dankte im Stillen dem Himmel, daß sein Miethzins bezahlt war. Es war jetzt auch für ihn eine schwere Zeit, aber er begann einzusehen, daß Schulden das Gemüth mehr peinigen als Hunger den Körper.

„Kamerad", flüsterte er, indem er Croß bei der Hand ergriff, „an dem ganzen Unheil ist weiter niemand schuld als diese Bankes. Die Weiber kaufen ihren Putztrödel dort und müssen dann die wöchentlichen Abzahlungen inne-

halten, weil sie sonst Gefahr laufen, daß die Bankes sich an uns wenden und das Geld von uns verlangen. Natürlich kommen dabei der Hauszins und andere Dinge ins Hintertreffen. Die Hälfte unserer Weiber steckt bei Bankes in Schulden bis über die Ohren.“

„Aber warum hast Du mir dies nicht schon lange gesagt?“ fragte Croß ganz erstaunt.

„Es kommt mir nicht zu, mich in die Angelegenheiten der Weiber anderer Männer zu mischen“, war Brumm's sehr verständige Antwort.

„Wo ist sie denn hin?“ rief Jakob, indem er sich nach seiner Frau umsah. „Ich will der Sache auf den Grund kommen. Neun Wochen Hauszins sind wir schuldig und sie machte mir weiß, es wären blos drei.“

Jakob konnte mit Recht sagen: „Wo ist sie hin?“ Mistreß Croß war Honey-Fair hinabgeeilt und in die erste befreundete Thür hinein, welche zufällig offen stand. Es war die Mistreß Carter's.

„Ums Himmels willen, laß mich eine Minute bei Dir bleiben, Elisabeth Carter!“ rief Mistreß Croß. „Wir haben den Executor im Hause.“

Mistreß Carter putzte eben einige Messingleuchter. Sie hatte diese Woche auch nicht viel Arbeit bekommen und benutzte diese Gelegenheit zum Säubern ihrer Sachen, denn sie konnte sich überhaupt kein größeres Vergnügen denken, als vom Morgen bis zum Abend zu putzen und zu scheuern.

Sie drehte sich herum und betrachtete mit nicht wenig verwundertem Blicke die leichenblasse und keuchende Mistreß Croß, die auf einen Stuhl niedergesunken war.

„Was ums Himmels willen gibt es denn?“ fragte sie.

„Abbot hat es meinem Manne verrathen, daß ich neun Wochen Hauszins schuldig bin; er erzählte ihm die ganze Geschichte von Bankes und hat uns einen Executor ins Haus gelegt.“

„Wenn Du Dich mit Bankes eingelassen hast, so bist Du albern genug!“ lautete Mistreß Carter's theilnehmende Antwort. „Da kann es Dir nicht besser kommen.“

„Dieser alte Filz von Abbot —“

Mistreß Croß redete nicht aus. Sie öffnete die Treppenthür und schmiegte sich gewandt hindurch, denn dicht hinter ihr, sodaß er alles mit anhören konnte, stand Mr. Abbot selbst, der ihr auf dem Fuße gefolgt war.

Er brauchte nicht erst zu sagen: „Paßt es Euch heute, Mistreß Carter?“ Mistreß Carter hatte das Geld für ihn stets bereit. Sie bezahlte ihn wöchentlich und verlangte keine Nachsicht. Als die Zahlung geleistet war, entfernte sich Mr. Abbot und Mistreß Croß kam wieder aus ihrem Schlupfwinkel hervor.

„Ihr könnt ihn bezahlen!“ rief sie mit Erstaunen und Neid. „Dein Mann hat aber doch auch keine Arbeit und Du nicht viel. Wie macht Ihr es nur?“

„Ich bin keine Närrin!“ lautete Mistreß Carter's logische Antwort. „Wenn ich meinen Arbeitslohn allemal gleich verthun oder Tim den seinigen für sich behalten lassen wollte, was sollte dann in solchen Zeiten aus uns werden? Ich habe meinen richtigen Verstand.“

Mistreß Carter lobte ihren Verstand nicht ohne Grund. Wie viele gesellige Tugenden ihr auch abgehen mochten, so war sie doch reich an Betriebsamkeit und Umsicht. Wäre

ihr Mann selbst ein Jahr außer Arbeit geblieben, so würde sie deswegen doch immer noch nicht zu Nothbehelfen gezwungen gewesen sein.

„Ich fürchte mich, wieder nach Hause zu gehen", sagte Mistreß Croß.

„Ich würde mich auch fürchten, wenn ich in einer solchen Patsche stäke", entgegnete Mistreß Carter.

Da diese Bemerkungen für die dermalige Gemüthsstimmung der armen Mistreß Croß durchaus keine tröstlichen waren, so ging sie. Nach Hause aber wagte sie gegenwärtig noch nicht zu gehen. Deshalb lief sie noch eine Weile in Honey-Fair herum und suchte das Klatschschwesternmitleid, welches sie bei Elisabeth Carter nicht gefunden und wonach sie sich gleichwohl so sehr sehnte. Auf diese Weise verbrachte sie einige Stunden.

Mittlerweile hatte sich in ganz Honey-Fair die Neuigkeit verbreitet: Croß hat den Executor im Hause! und als Mary Ann dies hörte, ging sie sofort hin, um zu hören, ob es wahr sei. Theils aus Furcht, theils im Gefühl der Sicherheit vor väterlicher Züchtigung, die sie nun als Mary Ann Tyrret nicht mehr zu fürchten hatte, gab sie der Aufforderung ihres Vaters nach und legte ein vollständiges Bekenntniß ab — Schulden hier, Schulden dort, Schulden überall.

Croß war wie zu Boden geschmettert, und als seine Frau endlich nach Hause kam, schlug er sie buchstäblich zu Boden.

Der Executor wollte ihr zu Hülfe eilen.

„Wenn Ihr Euch untersteht, Euch einzumischen", schrie

Croß, indem er drohend den Arm hob, „so geht es Euch ebenso."

Er war in der Regel ein sehr friedlicher und stiller Mann, aber diese Entdeckung hatte ihn furchtbar aufgebracht.

„Du wirst noch im Armenhause sterben", sagte er zu seinem Weibe, „und es geschieht Dir ganz recht. Du bist an allem unsern Unglück schuld."

„Nein", rief sie wüthend, indem sie sich vom Boden aufraffte, „Du bist daran schuld, weil Du ganze Nächte im Wirthshause gesessen und Deinen Arbeitslohn vertrunken hast."

Sie hatten beide recht.

Der Zwist ward durch einen Auflauf draußen auf der Straße unterbrochen, und Mistreß Croß schoß hinaus, um zu sehen, was es gäbe. Sie war vielleicht froh, auf diese Weise der Wuth ihres Mannes zu entrinnen. Ein Beamter aus dem Armenhause hatte sich eingefunden, um Susanne Fisher abzuholen. Timothy Carter hatte in seiner mitleidigen, menschenfreundlichen Weise die Sache so beweglich vorzustellen gewußt, daß die Offizianten des Armenhauses sich rührten und einer sofort beauftragt ward, die unglückliche Mutter mit ihren Kindern zu holen. Der Auflauf ward aber durch ihren Widerstand verursacht, denn sie wollte durchaus nicht mitgehen, sondern blieb auf der Straße sitzen.

„Ich will nicht ins Armenhaus!" kreischte sie. „Ich will mich nicht von meinem Manne und meinen Kindern trennen lassen. Wenn ich einmal sterben soll, so will ich hier sterben!"

„Na, steht auf und kommt mit und macht nicht so viel Umstände", sagte der Offiziant. „Wenn Ihr nicht gutwillig mitkommt, so hole ich einen Schubkarren und fahre Euch fort."

Sie wehrte sich immer noch und kreischte und schlug mit den Armen um sich herum, wie eine Verrückte. Die Kinder klammerten sich erschrocken an sie und schrien ebenfalls, und ganz Honey-Fair kam herbeigestürzt, um zu sehen, was es gäbe.

Mr. Joe Fisher kam in einem Zustande, der sich nicht beschreiben läßt, ebenfalls herbeigetaumelt. Ein Freund, der mehr Mitleid als Umsicht besaß, hatte ihn eingeladen, sich durch Spirituosen über sein trauriges Schicksal zu trösten, und nun stürzte er hülflos in den Koth nieder.

„Na, das ist eine niedliche Geschichte!" rief der Armenhausoffiziant ärgerlich. „Das ist ein schönes Paar! Wie soll ich denn diese Menschen fortbringen? Sie kann allenfalls gehen, wenn sie dazu gezwungen wird, er aber nicht, das betrunkene Vieh! Erst vertrinken diese Leute alles, was sie haben, und dann kommen sie zu uns. Ich muß einen Karren holen."

Der Karren kam in Begleitung eines Polizeidieners zur Stelle und die Kinder wurden eins nach dem andern hineingehoben. Dann ward der Mann hineingeworfen wie ein Klotz und dann kam das Weib an die Reihe. Unter vielem Sträuben und Strampeln und einem Gekreisch, welches man eine halbe Stunde weit hören konnte, ward sie endlich ebenfalls hineingehißt. Sie arbeitete sich jedoch wieder heraus, indem sie fortwährend schrie, daß sie sich unter keiner Bedingung ins Armenhaus bringen ließe.

Der Offiziant ward nun auch böse, und Honey-Fair weidete sich an dem Schauspiel. Seit langer Zeit hatte es nicht den Genuß gehabt, so etwas zu sehen, und überdies war es auch ein Vergnügen, zu hören, wie dem Armenhaus Trotz geboten ward.

Der Offiziant und der Polizeidiener trugen den Sieg davon. Die Frau ward festgebunden und der Karren setzte sich mit seiner Ladung langsam in Bewegung, während Mistreß Fisher ununterbrochen heulte und schrie und Honey-Fair neugierig hinter dem Karren drein folgte.

Fünftes Kapitel.

Ein Schilling im Papierkorbe.

„Wem gehört der Schilling, der hier auf meinem Pult liegt?“ fragte Mr. Ashley eines Morgens gegen das Ende des Sommers.

„Das kann ich Dir nicht sagen“, antwortete der Quäker Samuel Lynn, an welchen die Frage gerichtet war. „Ich weiß nichts davon.“

„Mein gehört er nicht, soviel ich weiß“, bemerkte Mr. Ashley.

„Was ist das für ein Schilling auf dem Pulte des Herrn?“ sagte Samuel Lynn zu William, als er wieder in das Zimmer zurückkam, wo William war.

„Ich habe den Schilling heute Morgen auf das Pult gelegt“, entgegnete William. „Ich fand ihn im Papierkorbe.“

„Dann gehe hinein und sag' es dem Herrn.“

William that es.

„Der Schilling fiel aus dem Papierkorbe, Sir“, sagte William, indem er in das Comptoir trat und sich Mr. Ashley näherte.

Mr. Ashley war ein in seinem Rechnungswesen außerordentlich exacter Mann. Er hatte keinen Schilling vermißt und er glaubte daher auch nicht, daß er ihm gehöre.

„Wie käme ein Schilling in den Papierkorb?“ fragte er. „Er ist vielleicht aus Deiner eigenen Tasche gefallen.“

William hätte über diese Bemerkung lächeln können. Ein Schilling sollte aus seiner Tasche gefallen sein!

„O nein, Sir, so ist es nicht“, sagte er.

Mr. Ashley schwieg eine Weile und sah William forschend an — wenigstens kam es letzterem so vor. In Wahrheit war Mr. Ashley tief in Gedanken versunken. William aber ward es bei diesem so forschend auf ihn gehefteten Blicke unbehaglich zu Muthe und sein Gesicht färbte sich dunkelroth. Warum aber fühlte er sich unbehaglich? Warum erröthete er?

Der Grund war dieser. Seit Janey's Tode — es waren seitdem einige Monate vergangen — sah Mistreß Halliburton sich in knappere Umstände versetzt als je. Natürlich hatte dieser Todesfall viele Ausgaben zur Folge gehabt, und die arme Mutter konnte dieselben nur durch wöchentliche Abzahlungen bestreiten. Brot, Kartoffeln und ein wenig Milch waren oft alles, was sie mit ihren Kindern zu genießen hatte. In der Nacht vorher hatte sie an heftigem Kopfweh gelitten. Gern hätte sie eine Tasse heißen Thee getrunken, aber sie hatte weder Thee noch Geld im Hause, und sie hielt fest an ihrem Entschlusse, nichts auf Credit zu kaufen.

Als William an diesem Morgen aufstand, fand er, daß seine Mutter wie gewöhnlich schon bei ihrer Arbeit saß. Ihr Kopfweh hätte sich vermindert, sagte sie, und sie glaubte,

es würde ganz verschwinden, wenn sie eine Tasse Thee hätte, aber sie hatte keine und folglich war hierüber weiter nichts zu sprechen.

William ging fort, von dem innigen, aber vergeblichen Wunsche beseelt, nur einen Schilling im Vermögen zu haben, um seiner Mutter Thee kaufen zu können. Als er eine halbe Stunde später Mr. Ashley's Papierkorb ausschüttete und jener Schilling herausfiel, fühlte er sich stark versucht — nicht, ihn zu nehmen, sondern zu wünschen, daß er ihn nehmen dürfe, daß es nicht unrecht wäre, ihn zu nehmen. Er legte ihn auf das Pult und wendete sich davon hinweg — er wendete sich hinweg von der Versuchung, denn der Schilling schien ihm die Finger zu verbrennen.

Die Erinnerung an diesen Wunsch, der ihm gewissermaßen als ein unredlicher erschien, war es eben, was ihm jetzt die Röthe ins Gesicht emportrieb, als Mr. Ashley's Blick forschend — wie er glaubte — auf ihm ruhte.

Mr. Ashley bemerkte es.

„Warum wirst Du so roth?“ fragte er.

Dies machte natürlich die Sache noch ärger und die Röthe auf William's Wangen ging in Purpur über.

Mr. Ashley ward dadurch überrascht. Er kam zu dem Schlusse, daß irgend ein Geheimniß, vielleicht ein Unrecht, sich an diesen Schilling knüpfe, und er beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen.

„Warum siehst Du so verlegen aus?“ hob er wieder an.

„Nur meine eigenen Gedanken machen mich verlegen, Sir“, antwortete William.

„Was sind das für Gedanken? Laß mich sie hören.“

William zögerte.

„Ich möchte dieselben lieber nicht sagen, Sir."

„Ich wünsche aber, daß Du es thust."

Mr. Ashley sagte dies in ruhigem Tone, wie gewöhnlich, aber auch in seinem ruhigsten Tone lag etwas Gebieterisches.

Unbedingter Gehorsam war den Halliburtons von ihrer frühesten Kindheit an eingeschärft worden. In dieser Fabrik war Mr. Ashley William's Herr, und er glaubte, es bleibe ihm nichts weiter übrig, als sich zu fügen. William besaß ein ungewöhnlich offenes Gemüth, und wenn er etwas mitzutheilen hatte, so that er es nie halb, obschon es vielleicht zu seinem eigenen Nachtheile war.

„Als ich", hob er an, „heute Morgen diesen Schilling fand, Sir, erwachte in mir der Gedanke, zu wünschen, daß dieses Geldstück mein sei — der Wunsch, daß ich es nehmen könnte, ohne dadurch etwas Unrechtes zu begehen. Ich dachte nicht daran, es wirklich zu nehmen", setzte er hinzu, indem er Mr. Ashley mit seinen treuherzigen Augen ansah, „sondern blos zu wünschen, daß es nicht unrecht wäre, es zu thun. Als Sie mich vorhin so forschend ansahen, Sir, glaubte ich, Sie läsen in meinen Gedanken, und diese waren keine streng redlichen gewesen."

„Hast Du jemals Geld genommen, welches nicht Dein gehörte?" fragte Mr. Ashley nach einer Pause.

William sah ihn überrascht an.

„Nein, Sir, niemals", antwortete er.

Mr. Ashley machte wieder eine Pause.

„Ich habe Kinder gekannt, welche dann und wann einen

Penny oder einen halben Penny sich aneigneten und dies für eben kein großes Verbrechen hielten."

Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Da sind wir besser gelehrt worden, Sir", antwortete er. „Abgesehen von dem Verbrechen würde auch Geld, welches wir uns auf diese Weise aneigneten, kein Glück, sondern nur Ungemach bringen. Es könnte nicht gedeihen."

„Sage mir, weshalb Du das glaubst."

„Meine Mutter hat uns stets gelehrt, daß aus einer schlechten That niemals etwas Gutes hervorgehen könne."

„Du wünschtest Dir wohl den Schilling, um Spielzeug oder Näschereien dafür kaufen zu können?"

„O nein, Sir. Nicht für mich selbst wünschte ich ihn."

„Für wen oder für was denn sonst?" fragte Mr. Ashley.

Dies trieb dem armen Knaben wieder die Röthe in das Gesicht empor. Mr. Ashley setzte aber sein Verhör fort und erfuhr auf diese Weise, daß William gewünscht hatte, etwas Thee kaufen zu können, und weshalb er dies gewünscht hatte.

„Ich habe gehört", bemerkte Mr. Ashley, nachdem er ihn angehört, „daß Ihr allerdings mit vielen Entbehrungen zu kämpfen habt."

„Ja, das ist wahr, Sir. Wir machen uns aber nicht soviel daraus, sobald wir sie eben nur ertragen können. Meine Mutter sagt, sie wisse, daß uns noch bessere Tage beschieden sein werden, dafern wir nur geduldig ausharren. Ich bin überzeugt, daß wir Knaben dies thun müssen, sobald unsere Mutter es kann. Für sie ist es weit schlimmer als für uns."

Mr. Ashley sah sich veranlaßt, abermals eine Gewissensfrage zu stellen.

„Hast Du“, sagte er, „jemals, wenn Du allein im Eierhause unter Tausenden von Eiern warst, Dich versucht gefühlt, einige davon einzustecken und mitzunehmen?“

Einen Augenblick lang zuckte ein Ausdruck von Zorn und Unwillen über William's Gesicht. Im nächsten füllten seine Augen sich mit Thränen. Er fühlte sich tief verletzt.

„Nein, Sir, das ist nicht der Fall. Sie fürchten doch nicht etwa, daß ich dessen fähig sei?“

„Nein, ich fürchte es nicht“, sagte Mr. Ashley. „Dein Vater war Geistlicher, glaube ich gehört zu haben, nicht wahr?“

„Er hatte Geistlicher werden sollen, es aber nicht bis zur Universität gebracht. Sein Vater war Geistlicher — Oberpfarrer eines Kirchspiels in Devonshire — und der Vater meiner Mutter war Geistlicher in London. Mein Onkel Francis ist ebenfalls Geistlicher, aber bis jetzt noch Hülfsprediger. Wir haben eine gute Erziehung genossen, obschon wir arm sind. Wir würden keine Eier stehlen.“

Mr. Ashley unterdrückte ein Lächeln.

„Du und Deine Brüder“, sagte er, „Ihr lebt wohl in der Hoffnung, mit der Zeit einmal Eure Stellung im Leben wiederzugewinnen?“

„Ja, Sir, ich glaube, diese Hoffnung ist es eben, was uns den Muth gibt, so viele Entbehrungen zu ertragen.“

„Was gedenkst Du denn einmal zu werden?“

William's Gesicht nahm den Ausdruck der Muthlosigkeit an.

„Für mich sind keine so guten Aussichten vorhanden wie für meine Brüder“, sagte er. „Frank und Gar haben auch die beste Hoffnung, ich aber glaube nicht, daß ich es weit bringen werde. Meine Mutter sagt, wenn ich sie nur unterstützte, so thäte ich schon meine Pflicht.“

„Deine Schwester ist an der Abzehrung gestorben“, bemerkte Mr. Ashley. „Diese häuslichen Entbehrungen haben jedenfalls eine verderbliche Wirkung auf sie geäußert.“

William's Gesicht heiterte sich auf.

„Nein, Sir“, entgegnete er, „sie hatte alles, was sie brauchte oder wünschte — alles, sogar Portwein. Mistreß Reece und Hannah Dobbs fanden gleich, nachdem sie ihre Wohnung bei uns genommen, Gefallen an meiner Schwester und ließen es ihr an nichts fehlen. Meine Mutter sagt: der Umstand, daß Jane's Bedürfnisse auf so außerordentliche Weise befriedigt worden, müsse uns lehren, wie unverbrüchlich Gott über uns wacht und für uns sorgt, und daß alle Dinge, wenn sie einmal wesentlich für uns sind, uns ohne Zweifel ebenso gewährt werden, wie sie ihr gewährt wurden!“

„Welch ein vollkommenes Vertrauen auf Gott scheint dieser Knabe zu besitzen!“ dachte Mr. Ashley, als er William entlassen hatte. „Mistreß Halliburton muß eine Mutter sein, wie es unter Tausenden kaum eine gibt. Und auch dieser Knabe wird ein Mann werden, wie es unter Tausenden kaum einen gibt. Er ist offen, wahr, redlich — noch nie habe ich einen solchen Knaben gekannt.“

Ungefähr fünf Minuten zuvor, ehe man die große Glocke läutete, ward William wieder in das Comptoir gerufen.

„Ich habe meine Kasse nachgerechnet und finde, daß mir wirklich ein Schilling fehlt“, bemerkte Mr. Ashley. „Der Schilling, den Du gefunden hast, ist daher ohne Zweifel der fehlende. Ich will ihn Dir geben“, fuhr er fort, „zum Lohn dafür, daß Du mir, als ich Dich fragte, die lautere Wahrheit sagtest.“

William nahm den Schilling — wie er glaubte.

„Es sind ja zwei!“ rief er überrascht.

„Für einen kannst Du nicht viel Thee kaufen, und das gedachtest Du doch zu thun. — Hättest Du Lust, bei mir in die Lehre zu treten?“ hob Mr. Ashley, dem Danke des Knaben zuvorkommend, wieder an.

Diese Frage machte William förmlich bestürzt. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Er würde es nicht gewußt haben, auch wenn man ihm eine ganze Woche Bedenkzeit gegeben hätte. Er machte ein albernes Gesicht und sagte, er wüßte es nicht.

„Würde Dir das Geschäft gefallen?“ fuhr Mr. Ashley fort.

„Jetzt, wo ich daran gewöhnt bin, gefällt mir das Geschäft ganz gut“, antwortete William, „aber dennoch könnte ich nicht hoffen, es jemals bis zum Principal zu bringen.“

„Wenn Du Fleiß und Ausdauer zeigst, so kann man nicht wissen, wozu Du es einmal bringst. Auch Principale beginnen nicht an dem Gipfel des Baumes, sondern am Fuße und arbeiten sich daran hinauf. Wenigstens ist das mit sehr vielen der Fall. Wenn Du als Lehrling eintrittst, so wirst Du eine weit höhere Stellung in der Fabrik einnehmen, als jetzt der Fall ist.“

„Joe Stubbs ist auch Lehrling, nicht wahr, Sir?“ fragte William.

„Ich will es Dir erklären, wenn Du es nicht verstehst“, sagte Mr. Ashley. „Joe Stubbs ist Lehrling für einen besondern Zweig des Geschäfts, nämlich das Zuschneiden. John Braithwait ist Lehrling in der Färberei und so weiter. Diese Burschen bleiben ihr ganzes Leben lang Arbeiter und in dem von ihnen gewählten speciellen Fache thätig. Du dagegen würdest nicht Lehrling für einen einzelnen Zweig, sondern für das Ganze, um später einmal Geschäftsführer oder Chef zu werden, ebenso wie ich meinen Sohn in die Lehre nehmen würde, wenn er überhaupt zum Geschäft bestimmt wäre.“

William neigte sich schon der Meinung zu, daß ihm dies Geschäft gefallen würde, plötzlich aber trübte der Ausdruck seines Gesichts sich wieder.

„Was gibt's?“ fragte Mr. Ashley.

„Ich habe gehört, Sir, daß die Lehrlinge anfangs keinen Lohn bekommen. Ich fürchte aber, daß wir zu Hause ohne den meinigen nicht gut würden auskommen können.“

„Du brauchst Dich nicht um das zu kümmern, was Du hörst, oder was Andere verdienen oder nicht verdienen. Ich würde Dir acht Schillinge wöchentlich geben, anstatt vier, und Du solltest auch Deine Abende zu Deinen Studien für Dich behalten so gut wie jetzt. Ich sehe keine bessere Gelegenheit zu Deinem fernern Fortkommen“, fuhr Mr. Ashley fort; „sollte sich aber vielleicht später durch die Verwandten Deiner Mutter oder auf irgend einem andern Wege eine solche ergeben, so würde ich Dir durchaus nicht

in den Weg treten, sondern Dich aus Deiner Lehre entlassen. Hast Du mich verstanden?“

„Ja, Sir — ich danke, ich danke Ihnen!“

„Du kannst erst mit Deiner Mutter darüber sprechen und hören, was sie vielleicht wünscht“, schloß Mr. Ashley.

Die Folge hiervon war, daß William als Lehrling in Mr. Ashley's Geschäft trat.

„Ich kann Dir sagen, Du hast die Gunst des Herrn erworben“, bemerkte Samuel Lynn zu William. „Er hat Dich zu seinem Lehrling gemacht und, wie ich höre, seinem Sohn erlaubt, freundschaftlichen Umgang mit Dir zu pflegen. Es sind dies Beweise, daß er eine gute Meinung von Dir hat. Versäume nicht, dieselbe zu verdienen.“

Es war vollkommen wahr, daß Henry Ashley Erlaubniß erhalten hatte, mit William umzugehen. Henry hatte Gefallen an ihm gefunden und bediente sich gern seiner Hülfe, um sich durch seine lateinischen Aufgaben hindurchzuarbeiten.

Der Nächste, der zu Mr. Ashley und zwar beinahe zu derselben Zeit in die Lehre kam, war Cyrill Dare. Als dieser fand, daß er William Halliburton's Kamerad sein und mit ihm in jeder Beziehung, ausgenommen hinsichtlich des Lohns — denn diesen sollte Cyrill anfangs nicht bekommen — auf vollkommen gleichem Fuße stehen sollte, war er sehr entrüstet und beklagte sich bei seinem Vater laut und bitterlich darüber.

„Kannst Du nicht Mr. Ashley deshalb sprechen, Papa?“ fragte er.

„Was könnte das nützen?“ fragte Mr. Dare. „In ganz Helstonleigh gibt es niemand, der sich eine Ein-

mischung in seine Angelegenheiten weniger gefallen lassen würde als Thomas Ashley. Wenn einer der beiden Lehrlinge fort müßte, weil sie sich nicht mit einander vertragen könnten, so wärest gewiß Du es, Cyrill — darauf kannst Du Dich verlassen."

Cyrill murrte; aber, wie sein Vater gesagt, es ließ sich nicht ändern, und er und William mußten, so gut es gehen wollte, mit einander auszukommen suchen.

Cyrill hatte geglaubt, er würde der einzige Lehrling von guter Familie bei Mr. Ashley sein. Es ward nämlich in jeder Fabrik zwischen den gewöhnlichen Lehrlingen, welche die schwere Arbeit verrichteten, und den sogenannten vornehmen Lehrlingen ein strenger und bestimmter Unterschied gemacht. Es gefiel daher Cyrill durchaus nicht, daß William zu einem der letztern erhoben worden war.

Sechstes Kapitel.

Die Briefe der Schüler.

So wie die Zeit verging, ward Jane's Nachdenken immer mehr in Anspruch genommen. Ihre Sorge drehte sich jetzt hauptsächlich um die Ausbildung ihrer Knaben — ein schwieriges Thema. Was ihre Studien an und für sich betraf, so machten sie darin gute Fortschritte. Frank und Gar kamen allerdings nicht so vorwärts, wie es wohl hätte der Fall sein können, denn die Freischule von Helstonleigh erfreute sich zu jener Zeit in dieser Hinsicht gerade keines sonderlichen Rufes, die Knaben trugen aber einen Sporn in sich selbst.

Jane hörte nie auf, sie zur Aufmerksamkeit und zum Streben nach Fortschritt zu ermahnen, nicht durch harte Vorwürfe, wie manche Kinder zuweilen hören müssen, sondern durch liebreiche Ermuthigung und sanfte Ueberredung. Sie entwarf angenehme Schilderungen von der Zukunft, wenn sie die Schwierigkeiten des Aufwärtsstrebens überstiegen haben und ihren Lohn ernten würden.

Es war stets ihre Gewohnheit gewesen, ihren Kindern

wie Freunden und Genossen zu begegnen. Ich will nicht sagen, daß dies in allen Fällen gutgethan sein müßte, unzweifelhaft aber ist es da der Fall, wo die Kinder von Natur gutmüthig und intelligent sind. Schon als sie noch klein waren, pflegte sie mit ihnen sich zu besprechen, soweit der noch unentwickelte Verstand der Kleinen es gestattete.

Das Erste, was sie ihnen einprägte, war die Gewohnheit unbedingten Gehorsams. Nachdem sie ihnen diesen in ihrer frühesten Kindheit zu eigen gemacht, konnte sie dann, sowie sie älter wurden, sich in Auseinandersetzungen mit ihnen einlassen, an ihre eigene Einsicht appelliren und ihnen zeigen, wie sie sich ein richtiges Urtheil zu bilden und zu üben hätten.

Wären die Kinder starrköpfig oder widerspenstig gewesen, so hätte sie natürlich einen andern Weg einschlagen und Zwang an die Stelle der Ueberredung treten lassen müssen. Wenn die Kleinen etwas Unrechtes gethan hatten — und dies geschieht von allen Kindern, denn sonst wären sie keine — so pflegte sie den Uebelthäter allein vorzunehmen. Von Scheltworten war keine Rede, sondern sie fragte blos in ernstem, ruhigem, liebreichem Tone: „War das recht? Hast Du vergessen, daß Du unrecht gethan, und daß dies mich kränken muß? Hast Du vergessen, daß Du den großen Gott dadurch beleidigst?“

Und so pflegte sie zu sprechen und sie zu lehren, in allen Dingen recht zu thun, um des Rechts und um ihrer Pflicht gegen Gott und gegen die Menschen willen.

Diese Lehren einer Mutter, die so geliebt ward wie Jane, konnten nicht verfehlen, Wurzel zu schlagen und

Frucht zu tragen. Die jungen Halliburtons berechtigten vollkommen zu der Hoffnung, daß sie einmal nicht blos gute, sondern wirklich ausgezeichnete Männer werden würden.

Auch noch eine zweite werthvolle Lehre prägte Jane ihnen ein. Bei jeder Mißlichkeit oder Anfechtung lehrte sie ihre Kinder, derselben muthig ins Antlitz zu schauen, nicht, wie dies nur die allzu häufige Gewohnheit ist, vor ihr zu fliehen, sondern ihr entgegenzugehen und sie zu bekämpfen. Sie wußte, daß jedem Uebel, wenn man ihm dreist ins Gesicht schaut, die Hälfte des Stachels genommen wird, und sie lehrte ihre Kinder dies nicht blos durch Ermahnungen, sondern auch durch ihr eigenes Beispiel.

Kinder, die auf diese Weise erzogen wurden, bedurften keines fortwährenden Antriebes, um sich eifrig ihren Studien zu widmen. Sie sahen diese Nothwendigkeit selbst ein und handelten darnach.

„Es ist dies für euch die einzige Möglichkeit, euch im Leben emporzuarbeiten", pflegte sie zu sagen. „Ihr wünscht gute und angesehene Männer zu werden, und ich glaube, ihr könnt dies auch werden, wenn ihr es nie an Fleiß und Ausdauer fehlen lasset. Ich weiß wohl, daß es sehr verführerisch ist, ermüdende Aufgaben liegen zu lassen und sich lieber dem Spiel oder Müßiggang zu widmen, aber gebt diesem Hange niemals nach. Habt stets die Zukunft im Auge. Wenn ihr euch ermüdet und entmuthigt fühlt und es euch vorkommt, als wäre das Latein die größte Plage auf Erden, so sagt zu euch selbst: Es ist meine Pflicht, auszuharren, und meine Pflicht muß ich thun. Wenn ich jetzt träge werde, so ist all mein früherer Fleiß umsonst ge-

wesen; harre ich aber aus, so gelange ich endlich vielleicht doch ans Ziel. Darum seid muthig, meine guten Kinder, haltet euch brav um meinetwillen."

Und die Knaben thaten es. Auf diese Weise geschah es, daß, wenn andere Schüler plauderten oder sich unthätig herumtrieben oder gezüchtigt wurden, die Halliburtons bei ihrer Arbeit saßen.

Der Rector der Schule konnte nicht umhin, ihren unverbrüchlichen Fleiß zu bemerken, und stellte sie mehrmals der Schule als Muster auf.

Soweit war sonach alles gut. Obschon aber die alten Sprachen ein wesentlicher Theil einer tüchtigen Schulbildung sind, so umfassen sie doch nicht alles, was man unter einer solchen versteht. In der Freischule der Kathedrale jedoch ward nichts weiter gelehrt. Allerdings war auch noch ein Schreiblehrer da, und es wurden auch einige Versuche gemacht, die Schüler in die ersten Regeln der Rechenkunst einzuweihen, aber jeder Schüler in der dicht daneben befindlichen Armenschule würde die lateinischen Schüler im Schönschreiben und Rechnen beschämt haben. Was die Muttersprache betraf, so mußte man die Schüler sehen, wenn sie einen Brief zu schreiben versuchten. Kurz, in der Freischule der Kathedrale verstand man weiter nichts als Latein und Griechisch.

Dieser Zustand der Dinge flößte Jane große Besorgniß ein.

„Wenn ich hier nicht irgend ein Mittel ausfindig mache, so bleiben meine Knaben in vielen ihnen höchst nothwendigen Dingen ganz unwissend", sagte sie bei sich selbst.

Und sie machte wirklich ein Mittel ausfindig. Nie-

mand war dies besser im Stande als sie selbst, denn sie hatte in allen wesentlichen Dingen des Unterrichts eine gründliche Ausbildung erlangt. Allerdings mußte sie sich alle Tage zwei Stunden von ihrer Arbeit abmüßigen, aber um ihrer Kinder willen war sie bereit, auch dieses Opfer zu bringen. Jeden Abend daher, mit Ausnahme des Sonnabend, legte sie, sobald Frank und Gar mit ihren Schulaufgaben fertig waren — und hierbei wurden sie von William unterstützt — ihre Arbeit nieder und unterrichtete ihre Kinder in Geschichte, Geographie, Astronomie, schriftlichem Gedankenvortrag und andern Dingen, welche in ihrer Schule entweder gar nicht oder doch nur oberflächlich gelehrt wurden.

Und ihr Lohn blieb nicht aus. Die Knaben machten rasche Fortschritte, und sowie die Monate und Vierteljahre vergingen, so wurden sie immer reicher an Kenntnissen aller Art.

Ich glaube, ich bin es dem Leser schuldig, ihm zu seinem Vergnügen einen Einblick in einen der Briefe zu verschaffen, wie sie von den Zöglingen der lateinischen Schule gewechselt zu werden pflegten. Vor allem aber wollen wir einen lesen, den Frank geschrieben hatte.

„Lieber Glenn! Ich danke Dir für Deine freundliche Einladung, übermorgen mit Dir angeln zu gehen, ich kann aber nicht kommen. Meine Mutter sagt, da ich schon vorige Woche einmal frei gehabt hätte, so dürfte ich nicht schon wieder aus der Schule wegbleiben. Du sagtest mir, ich sollte Dir heute Abend melden, ob ich mitgehen könnte oder nicht, und deshalb schicke ich Dir dieses Briefchen. Ich ginge gern mit und werde den ganzen Tag an Dich

denken. Vergiß nicht, mir den Fisch zu zeigen, den Du mit nach Hause bringen wirst. Stets Dein Freund

Frank Halliburton."

Dieses Briefchen war an „Glenn senior" adressirt und Gar ward beauftragt, es in Glenn senior's Hause abzugeben. Glenn senior, welcher Königsschüler, aber nicht Chorist war, zog ein schiefes Gesicht, als er den Brief las, setzte sich sofort nieder und schrieb folgende Antwort:

„Lieber Halliburton — Das ist dummes Zeug daß Du nicht einen Tag aus der Schule wegbleiben könntest und der alte Rector macht sich nichts daraus ob ein paar Schüler mehr oder weniger da sind es bleiben noch genug da zum singen ohne Dir und Du mußt Deiner Mutter sagen Du könntest nicht von unserer Partie wegbleiben denn wir sind unser acht und es wird eine Hauptlust und Du wirst um dieser alten langweiligen Schule willen nicht der einzige sein wollen welcher wegbleibt wenn Du morgen früh in die Schule kommst so mußt Du mir es ganz gewiß sagen können ob Du mitgehst oder nicht damit wir alles Nöthige besprechen können Dein alter Freund

P Glenn."

Mr. P. Glenn schrieb eben die letzten Worte seines Briefes, als sein Vater zufällig durch das Zimmer ging und seinem Sohn über die Schulter blickte. Mr. Glenn war Wundarzt, bei dem Krankenhause von Helstonleigh angestellt und hatte eine umfassende Praxis.

„Arbeitest Du an einer Schulaufgabe, Philipp?"

„Nein, Papa", antwortete Philipp. „Ich schreibe blos ein Briefchen an einen Mitschüler. Er soll nächste Mittwoch mit angeln gehen."

„Nächste Mittwoch? Habt ihr denn nächste Mittwoch frei?“

„Ja. Weißt Du nicht, daß es ein Heiligentag ist, Papa?“

„Nein, das weiß ich nicht“, sagte Mr. Glenn. „Heiligentage gehen mich nichts an, diese kommen blos euch Königsschülern zu gute. Das ist ein niedliches Briefchen!“ setzte er hinzu, indem er Philipp's Brief lächelnd mit den Augen überflog.

„Sind denn Fehler darin?“ entgegnete Philipp. „Es kommt jedoch nichts darauf an, wenn dies der Fall sein sollte, Papa. Wir treiben in unserer Schule blos Lateinisch und Griechisch und können nichts dafür, wenn wir in unserer Muttersprache zurückbleiben.“

„Ja, daß dies der Fall ist, zeigt dieser Brief, denn abgesehen von andern Unrichtigkeiten, ist auch keine Spur von Interpunction darin zu sehen“, bemerkte Mr. Glenn. „Wie kommt es aber dann, daß Dein Freund Halliburton seine Muttersprache so gut zu schreiben versteht“, setzte er hinzu, nachdem er Frank's Brief in die Hand genommen und gelesen hatte.

„O, diese beiden Halliburtons sind auch förmliche Ungeheuer im Lernen. Sie sitzen über ihren Büchern wie Blutigel und fallen wegen nicht gelieferter Arbeiten niemals in Strafe. Abends haben sie noch förmliche Schule zu Hause, wo sie Orthographie, Stilübungen und noch eine Menge Zeug treiben, wovon in unserer Schule nichts gelehrt wird.“

„Haben Sie denn einen Hauslehrer?“

„Nein, Sie sind nicht reich genug, um einen Haus-

lehrer zu bezahlen. Ihre Mutter ist ihr Lehrer. Was glaubst Du wohl, was Gar Halliburton neulich machte? Der Rector war mit der vierten Bank unzufrieden und gab ihr einige Extraverse auf. Kaum war dies geschehen, so stand Gar Halliburton auf. ‚Entschuldigen Sie, Sir!' sagte er zu dem Rector. ‚Wollen Sie nicht die Güte haben, mir etwas Anderes aufzugeben?' — ‚Warum?' fragte der Rector. ‚Weil ich', antwortete Gar, ‚diese selben Verse mit meinem Bruder zu Hause schon vorige Woche durchgenommen habe.' Er meinte seinen ältesten Bruder, nicht Frank. War das nicht ganz ehrenwerth, Papa?"

„Ja, allerdings", antwortete Mr. Glenn.

„So sind die Halliburtons sammt und sonders. Sie sind durch und durch ehrenwerth."

„Ich möchte Deinen Freund Frank kennen lernen und ihn fragen, wie er einen so hübschen Brief schreiben gelernt hat."

„Darf ich ihn vielleicht morgen Abend zum Thee mitbringen?" rief Philipp begierig.

„Ja wohl; wenn Du willst, kannst Du es thun."

„Hurrah!" schrie Philipp. „Und vielleicht beredest Du ihn, daß er auf das, was seine Mutter sagt, nicht weiter achtet, sondern mit uns angeln geht."

„Was sagst Du, Philipp?"

„Na, so meine ich es gerade nicht. Ich sehe aber nicht ein, was es nützen kann, wenn ein Knabe seiner Mutter in allen Dingen Gehör gibt."

Mit diesen Worten nahm Philipp Glenn wieder sein

Briefchen zur Hand und setzte als Nachschrift die Worte hinzu: „Mein Vater sagt Du sollst morgen mit zum Thee bei uns kommen wir werden sehr fidel sein.“

Dann ward der Brief durch einen Livreebedienten an Frank abgesendet.

Siebentes Kapitel.

Eine Lection für Philipp Glenn.

Frank nahm die Einladung, welche Philipp an ihn hatte ergehen lassen, sehr bereitwillig an. Als der Nachmittag kam und die Schule aus war, eilte Frank nach Hause, zog seine besten Kleider an und rannte dann wieder zurück nach Mr. Glenn's Hause. Philipp empfing ihn in dem kleinen Zimmer, wo er und sein Bruder ihre Schulaufgaben machten.

„Wie kommt es, daß Du Deine Muttersprache viel besser zu schreiben verstehst als meine Söhne?" fragte Mr. Glenn, als er mit Frank Bekanntschaft gemacht hatte.

Frank lächelte, indem er an Philipp's Brief dachte, und sagte:

„Wir studiren sie zu Hause, Sir."

„Aber wer unterrichtet Euch denn?"

„Meine Mama. Sie fürchtete, wir würden am Ende aufwachsen, ohne etwas Anderes zu lernen, als Lateinisch und Griechisch, und deshalb nahm sie sich vor, diesem Mangel abzuhelfen."

„Und deshalb ertheilt sie Euch des Abends Unterricht?"

„Ja, Sir, jeden Abend, ausgenommen Sonnabend, wo sie zu viel zu thun hat. Sobald wir mit unsern Schulaufgaben fertig sind, setzt sie sich mit an unsern Tisch und dann beginnen wir Uebungen in unserer Muttersprache. Die leichtern Aufgaben im Lateinischen und Griechischen machen wir am Tage — ich und Gar. Wir erübrigen die Zeit dazu von den Spielstunden und mein Bruder William hilft uns des Abends bei den schwierigern Aufgaben."

„Welche Schule besucht denn Dein Bruder?" fragte Mr. Glenn.

„Gar keine, Sir. Er ist bei Mr. Ashley in der Lehre, ebenso wie Cyrill Dare. William ist seit Papas Tode nicht wieder in die Schule gegangen. Er war aber schon in allen Dingen sehr weit, denn Papa hatte sich viel Mühe mit ihm gegeben und später hat er allein weiter studirt."

„Ist er denn auf diese Weise auch wirklich weitergekommen?"

„Na und ob!" rief Frank, in seinem Eifer die Höflichkeit ein wenig aus dem Auge setzend. „Ich glaube nicht, daß man so leicht einen Knaben von seinem Alter finden wird, der in allen Kenntnissen so weit wäre wie er. In unserer Schule ist keiner, der es ihm gleich thäte. Anfangs ward es ihm freilich sauer. Er hatte niemand, der ihm schwierige Stellen erklärte und er mußte sie auf eigene Faust ausklügeln. Eben dadurch aber hat er es soweit gebracht."

Mr. Glenn nickte.

„Wo ein guter Grund gelegt und die Aussprache des Griechischen und Lateinischen gelernt ist, kommt ein fleißiger Knabe ohne Lehrer vielleicht weiter als mit einem solchen, vorausgesetzt —"

„Das sagt auch William", unterbrach ihn Frank, während seine dunkeln Augen vor Eifer funkelten. „Er hätte früher sonst etwas darum gegeben, wenn er mit uns die Schule der Kathedrale hätte besuchen können, aber jetzt macht er sich nichts mehr daraus."

„Vorausgesetzt, daß er Lust und Liebe zur Sache hat, wollte ich hinzusetzen", sagte Mr. Glenn, über Frank's Eifer lächelnd.

„Ja wohl, versteht sich, Sir. Und die hat William. Er hat auch ganz vortreffliche Bücher — die besten, die in diesen Fächern erschienen sind. Er hat sie noch von Papa. Ich wüßte kaum, wie ich und Gar vorwärts kommen sollten, wenn William uns nicht hälfe."

„Hilft er euch wirklich?"

„Ja wohl, er hat uns geholfen, seitdem Papa todt ist, ehe wir hier in die Schule kamen und seit der ganzen Zeit. Wir studiren auch Algebra und Mathematik mit ihm."

„Wirklich?" rief Mr. Glenn, indem er Frank verwundert ansah. „Wann macht Ihr denn dies alles möglich?"

„Des Abends. Um halb sechs Uhr ist unser Thee vorüber und wir drei — William, ich und Gar — nehmen dann sofort unsere Schularbeiten vor. Nach ungefähr zwei Stunden setzt Mama sich zu uns und wir arbeiten mit ihr noch ungefähr zwei Stunden. Natürlich haben wir verschiedene Abende zu verschiedenen Studien. Lateinisch trei-

den wir jeden Abend, Griechisch einen Abend um den andern, Mathematik und Algebra zweimal wöchentlich und so weiter. Die Lectionen, die wir mit Mama vornehmen, sind ebenfalls regelmäßig eingetheilt."

„Ihr müßt wirklich Knaben von viel Fleiß und Ausdauer sein", rief Mr. Glenn. „Habt ihr denn niemals Lust, zu spielen, zu plaudern und zu lachen?"

„Nein, Sir, niemals. Wir haben uns angewöhnt, unverbrüchlich über unsern Lectionen zu sitzen. Uebrigens liegt uns auch viel daran, sobald als möglich weiter zu kommen, und das ist schon ein steter Antrieb für uns."

„Dieser Meinung bin ich auch. Philipp, mein Sohn, das ist eine Lehre für Dich und für alle andern Faulpelze."

Philipp zuckte lachend die Achseln.

„Papa", sagte er, „ich sehe nicht ein, was es nützen kann, gar so angestrengt zu arbeiten."

„Dein Freund Frank aber sieht es ein."

„Wir müssen arbeiten, Sir", sagte Frank in seiner freimüthigen Weise. „Wir haben kein Geld, und nur durch unsere Kenntnisse können wir hoffen, uns emporzuarbeiten. Mama glaubt, es könne sich alles noch zum Besten für uns wenden. Sie sagt, Knaben, welche einmal noch Geld zu erwarten haben, verließen sich sehr leicht auf das Geld und nicht auf sich selbst. Sie möchte uns aber lieber mit ausgebildeten Talenten und dem Willen, dieselben anzustrengen, in die Welt hinausschicken, als mit Vermögen. In der ganzen Bibel gibt es kein Gleichniß, welches Mama uns lieber vorläse, als das von den anvertrauten Pfunden."

„Ihr habt also kein Vermögen?" fragte Mr. Glenn gleichsam träumerisch.

„Keinen Heller; Mama muß uns durch ihre Arbeit ernähren", entgegnete Frank und sprach dieses Geständniß so frei aus, als ob er verkündet hätte, daß seine Mutter Kammerdame der Königin und er selbst einer ihrer Staatspagen sei. Jane hatte ihre Söhne zu überzeugen gewußt, daß in der Armuth selbst kein Makel läge, wohl aber in kleinmüthigen Versuchen, sie zu verbergen.

„Frank", sagte Mr. Glenn, „nach meiner Ansicht seid Ihr doch reich — Euer Reichthum ist Eure Mutter."

„Ja, das ist wahr!" rief Frank. „Als ich gestern Abend Philipp's Brief erhielt und wir — wir —"

„Darüber lachten!" unterstellte Mr. Glenn, welcher Frank's Zögern bemerkte und selbst lachte.

„Ja so war es, ich wollte es nur nicht sagen", gestand Frank. „Sie wissen aber wohl schon, Sir, wie die meisten Königsschüler schreiben. Mama sagte dann, wie froh wir sein müßten, daß sie Zeit erübrigen könne, uns zu unterrichten, und daß wir selbst die nöthige Ausdauer besäßen."

„Ich wollte, Deine Mama ließe meine Söhne auch an ihrem Unterricht theilnehmen", sagte Mr. Glenn halb im Ernst, halb im Scherz; „ich würde ihr dafür bezahlen, was sie verlangt."

„Soll ich sie fragen?" rief Frank.

„Würde sie sich dadurch nicht verletzt fühlen?"

„O nein, ganz gewiß nicht", antwortete Frank, ohne sich die Sache lange zu überlegen. „Ich will sie fragen."

„So eine strenge Mutter möchte ich nicht haben", bekannte Philipp Glenn.

„Streng nennst Du sie?“ rief Frank. „Mama ist nicht streng.“

„O doch! Sie sagt ja, daß Du morgen nicht mit uns angeln gehen sollst.“

„Nein, das hat sie nicht gesagt. Sie sagte blos, sie wünschte, daß ich nicht mitginge, und ich dachte selbst, es würde besser sein, wenn ich nicht mitginge; übrigens aber stellte sie mir es ganz anheim.“

Philipp Glenn machte große Augen.

„Heute Morgen in der Schule sagtest Du mir ja, es sei beschlossen, daß Du nicht mitgingest. Und nun sagst Du wieder, Deine Mutter habe es Dir anheimgestellt?“

„Das ist auch der Fall“, antwortete Frank. „Sie stellt dergleichen Dinge uns gewöhnlich anheim. Sie zeigt uns, was wir thun sollten und weshalb wir es thun sollten, und dann überläßt sie die Entscheidung unserm eigenen gesunden Menschenverstand, wie sie es nennt.“

„Und Ihr thut dann, was sie, wie Ihr wißt, von Euch gethan zu sehen wünscht“, warf Mr. Glenn dazwischen.

„Ja, Sir, stets.“

„Aber wenn Ihr nun einmal Eurem eigenen Willen folgtet und dieser mit dem ihrigen nicht übereinstimmte?“ rief Philipp mürrisch. „Wie wäre es dann?“

„Dann, glaube ich, würde sie das nächste Mal selbst entscheiden und uns sagen, wir verdienten kein Vertrauen mehr und könnten daher nicht uns selbst überlassen werden. Das steht aber durchaus nicht von uns zu fürchten. Wir wissen, daß ihre Wünsche die rechten sind, und wir würden sie um keinen Preis ärgern oder kränken. Das letzte Mal, wo der Dekan hier war, wurde viel davon gesprochen, daß

die Choristen so oft frei hätten, und er verbot dies für die Zukunft."

„Aber der Dekan ist ja nicht da", bemerkte Philipp Glenn ungeduldig. „Jetzt führt der alte Ripton das Regiment und der gibt jedem Schüler frei, der ihn darum bittet. Er weiß nichts von dem Befehl des Dekans."

„Das ist es eben", entgegnete Frank. „Mama stellte die Frage an mich, ob es wohl ehrenwerth wäre, diesen Umstand zu benutzen. Sie sagte, wenn Doctor Ripton von dem Befehl des Dekans Kenntniß hätte, so hätte ich ihn bitten können, und er würde mir meine Bitte bewilligt oder abgeschlagen haben. Sie sagt, wir sollen nur wünschen, was recht ist, nicht blos — was so scheint."

„Und diesen überspannten Ideen zu Liebe willst Du Dich eines Vergnügens berauben? Das ist Unsinn, Frank Halliburton."

„Allerdings kostet es uns manchmal Ueberwindung", gestand Frank. „Ich werde morgen den ganzen Tag über wünschen, daß ich bei Dir wäre. Wenn aber der Abend kommt und der Tag vorüber ist, dann werde ich mich freuen, daß ich recht gethan habe. Mama sagt, wenn wir nicht schon als Knaben recht und selbständig handeln lernen, so werden wir es als Männer auch nicht."

Mr. Glenn legte seine Hand auf Frank's Schulter.

„Präge diese Lehren meinen Söhnen ein, wenn Du kannst", sagte er in ernstem Tone. „Hat Deine Mutter sie Dich schon lange gelehrt?"

„Sie hat sie uns von jeher gelehrt, schon als wir noch ganz klein waren", entgegnete Frank. „Wenn wir jetzt erst anfingen, glaube ich, wäre es bei weitem nicht so gut."

Mr. Glenn versank in Nachdenken. Wie Mr. Ashley einmal den Aeußerungen William's zufolge geurtheilt hatte, so urtheilte jetzt auch Mr. Glenn, nämlich daß Mistreß Halliburton eine Mutter sein müsse, wie es unter Tausenden kaum eine gebe.

Frank wendete sich zu Philipp.

„Bist Du mit Deinen Schulaufgaben fertig?"

„Mit meinen Schulaufgaben? Nein. Bist Du fertig?"

Frank lachte.

„Ja wohl, denn sonst wäre ich nicht hier. Ich habe heute keine Minute gespielt, sondern die Zeit gleich auf das Fertigen von Aufgaben verwendet, sodaß ich nun mit allen fertig bin."

„Wie mir scheint, betrachtest Du und Deine Brüder Eure Schulaufgaben als ein Vergnügen, während die meisten andern Schüler sie als eine Plage betrachten", bemerkte Mr. Glenn.

„Ja, das ist wahr", sagte Frank.

„Philipp", sagte Mr. Glenn zu seinem Sohne an diesem Abend, nachdem Frank sich wieder entfernt hatte, „ich erlaube Dir hiermit ein für allemal, diesen Knaben so oft mitzubringen, als Du Lust hast. Wenn Du klug bist, so wirst Du Dir ihn zum Freund auf immer machen."

„Ich bin den Halliburtons gut", entgegnete Philipp. „Die andern Schüler aber sind ihnen nicht gewogen."

„Warum denn?"

„Ich glaube, der ältere Dare hat zuerst die Schule gegen sie aufgehetzt — es ist dies Cyrill, wie Du weißt, Papa. Er schimpfte fortwährend auf sie. Sie wären gemeine Kerle, weil sie so fleißig ihre Aufgaben lernten,

sagte er, was ein Gentleman nie thäte; sie wären gemeine Kerle, weil sie kein Geld zu verthun hätten, was ein Gentleman stets habe, und sie wären gemeine Kerle aus noch vielen andern Gründen. Dadurch bewog er seine Bank, welche die ganze Schule beherrscht, sich von den Halliburtons ganz zurückzuziehen. Anfangs mußten sie sich sehr viel gefallen lassen, jetzt aber sind sie größer und können sich schon wehren. Uebrigens hat, seitdem der ältere Dare fort ist, die Schule auch angefangen, bessere Gesinnungen gegen sie zu hegen. Wenn sie auch arm sind, so können sie ja nicht dafür", schloß Philipp in einem Tone, als ob er diese Thatsache entschuldigen wollte.

„Arm!" wiederholte Mr. Glenn. „Ich kann Dir sagen, lieber Sohn und allen Deinen Mitschülern auch, daß sie an vielen Dingen, welche euch abgehen, sehr reich sind, und ich müßte mich sehr irren, wenn aus diesen Halliburtons nicht einmal Männer von nicht gewöhnlicher Art würden."

Achtes Kapitel.

Der Horizont beginnt sich aufzuhellen.

Kleinigkeiten führen, wie wir alle wissen, zu großen Ereignissen. Als Frank Halliburton in seiner gewöhnlichen ungestümen Weise nach Hause geeilt war, hier sofort Mr. Glenn's Wunsch vorgebracht und Mistreß Halliburton sich bereit erklärt hatte, darauf einzugehen, ahnte sie nicht, daß dies zu einer sehr beträchtlichen Vermehrung ihres Einkommens führen und sie in den Stand setzen würde, sich verschiedene Bequemlichkeiten und Genüsse zu verschaffen und bessern Privatunterricht als den ihrigen für ihre Söhne zu ermöglichen.

Nicht als ob sie auf das an sie gestellte Verlangen sofort eingegangen wäre. Sie nahm sich Zeit zur Ueberlegung. Frank aber drang immer von neuem in sie, und sie gehörte zu jenen Menschen, welche stets bereit sind, Andern gefällig zu sein. Die Glenns schrieben, wie Frank sagte, ihre Muttersprache ganz erbärmlich, und wenn sie ihnen in dieser Beziehung behülflich sein könnte, ohne daß es ihr selbst Zeit oder Mühe kostete, warum sollte sie es nicht thun? Deshalb willigte sie ein.

Allerdings wunderte sich Mistreß Halliburton, daß Mr. Glenn noch keinen Privatlehrer für seine Söhne angenommen, um die in Folge des in der lateinischen Schule herrschenden Systems in ihrem Wissen zurückbleibenden Lücken zu ergänzen. Mr. Glenn wunderte sich mit einem Male selbst darüber.

Der Grund davon lag darin, daß er, wie so viele andere Gentlemen in Helstonleigh, welche Söhne in der lateinischen Schule hatten, in tadelnswerther Weise die Dinge aufs Gerathewohl ihren Gang hatte gehen lassen. Vielleicht glaubte er, Orthographie und Gewandtheit im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache würden seine Söhne, wenn sie älter würden, gleichsam von selbst lernen. Der Gegensatz aber, den Frank Halliburton zu Philipp darbot, rüttelte ihn aus dieser Nachlässigkeit auf.

Jane willigte ein, die beiden jungen Glenns an dem Unterricht, den sie ihren eigenen Söhnen gab, theilnehmen zu lassen. Mr. Glenn war darüber sehr froh, anfangs aber kostete es einen bedeutenden Kampf mit den jungen Herren selbst. Sie waren nicht zu bewegen, mit ihren Schularbeiten zeitig genug fertig zu werden, um zur bestimmten Stunde bei Mistreß Halliburton zu sein. Endlich jedoch brachten sie es dahin und besuchten nun den Privatunterricht regelmäßig.

Ehe noch drei Monate um waren, zeigte sich schon eine bedeutende Besserung in ihrer Orthographie. Ebenso gewannen sie allmälig einen richtigen Einblick in die Grammatik ihrer Muttersprache; sie hatten gelernt, daß Amerika nicht im Mittelländischen Meere liegt und auch nicht an den Nil grenzt, und daß die englische Geschichte

nicht blos aus zwei Ereignissen — der Enthauptung des Königs Karl und der Pulververschwörung — zusammengesetzt ist.

Ebenso war auch eine bedeutende Besserung in ihren Manieren und Geschmacksrichtungen sichtbar. Früher lärmsüchtig, halsstarrig und nachlässig, wurden sie jetzt überlegt und fügsam, und Mr. Glenn hörte sogar seinen Sohn Philipp einmal sich weigern, an einem sehr verlockenden Streiche theilzunehmen, weil es „nicht recht" wäre.

Es war nämlich für Jane unmöglich, Knaben in ihrer Nähe zu haben und nicht in ihrer sanften Weise zu versuchen, ihren Mängeln und Fehlern entgegenzuwirken, wie sie in Bezug auf ihre eigenen Söhne gethan haben würde, während zugleich die Ehrerbietung, welche die jungen Halliburtons gegen ihre Mutter an den Tag legten, ihre unverbrüchliche Liebe zu ihr, die angenehme Ruhe und der gebildete, anständige Ton, der in diesem Hause herrschte, auf Philipp und Charles Glenn einen sehr wohlthätigen Einfluß äußerten.

Nach Verlauf von drei Monaten schrieb Mr. Glenn einen herzlichen Danksagungsbrief an Mistreß Halliburton und sprach die Hoffnung aus, daß sie seinen Söhnen auch noch ferner erlauben würde, an dem Unterricht der ihrigen theilzunehmen, indem er zugleich mit einem artigen Compliment vier Guineen beilegte, was sonach sechzehn Guineen jährlich für beide Knaben ausgemacht haben würde.

Dies hatte Jane nicht erwartet. Von Bezahlung war bis jetzt nicht die Rede gewesen und sie hatte auch nicht darauf gehofft; sie hatte nicht angenommen, daß die

Knaben unter dieser Bedingung den Unterricht der ihrigen theilten.

Das Geld war ihr nichtsdestoweniger sehr willkommen. In ihrer Antwort an Mr. Glenn erklärte sie, sie habe nicht erwartet, ein Honorar zu empfangen, dankte ihm aber zugleich für die Beihülfe, welche ihr dasselbe in ihren beschränkten Umständen gewähre.

„Das ist ganz die Ausdrucksweise einer Frau von Bildung", bemerkte Mr. Glenn zu seiner Gattin, als er den Brief gelesen hatte. „Ich möchte sie kennen lernen."

„Auch ich sprach eines Tages gegen Frank diesen Wunsch aus, aber er meinte, seine Mutter habe zu viel zu thun, als daß sie Besuche empfangen oder abstatten könnte", bemerkte Mistreß Glenn.

Dennoch aber fügte es sich, daß Mr. Glenn ihr einen Besuch machte. Ein Freund von ihm, dessen Knaben auch die Königsschule besuchten, und der, über die Fortschritte der Glenns verwundert, sich nach der Quelle erkundigt hatte, wollte wissen, ob seine Knaben nicht auch unter denselben Bedingungen mit zu dem Privatunterricht zugelassen werden könnten, und Mr. Glenn erbot sich, deshalb bei Mistreß Halliburton anzufragen.

Die Folge hiervon war, daß in sechs Monaten von der Zeit jenes Nachmittags an, wo Frank zum ersten Male bei Mr. Glenn mit Thee getrunken, Jane zehn Abendschüler hatte. Dabei blieb sie stehen. Es meldeten sich noch mehrere, ihr Tisch aber faßte keine größere Zahl, und dann hätte sie auch nicht allen die nöthige Aufmerksamkeit widmen können. Diese zehn Schüler brachten ihr jährlich

achtzig Guineen ein, wofür sie ihnen fünf Abende in der Woche jedesmal zwei Stunden zu widmen hatte.

Nun konnte sie für etwas bessere Kost sorgen und ihre Söhne, mit Einschluß William's, in jenen höhern Zweigen des Wissens unterrichten lassen, welche sie nicht für sich selbst in Angriff nehmen konnte oder genommen hatte.

Sie wendete sich deshalb an einen gelehrten Professor, Namens Byrne, der auch an der Londoner Straße wohnte, und er willigte ein, die jungen Halliburtons drei Abende in der Woche gegen eine sehr mäßige Entschädigung zu unterrichten.

„Mama", rief William eines Tages mit seinem gedankenvollen Lächeln, bald nachdem dieses Abkommen getroffen war, „wir scheinen ganz erstaunliche Fortschritte zu machen. Wir könnten nun auch noch etwas Anderes lernen."

„Und das wäre?" fragte Jane.

„Französisch. Als ich mit Samuel Lynn heute nach Hause ging, begegneten wir Monsieur Colin. Dieser sagte, er stände im Begriff, eine französische Klasse zu organisiren, welche zwölf Schüler umfassen sollte, und er würde sich freuen, wenn wir drei mit eintreten wollten. Was sagst Du dazu?"

„Das ist allerdings sehr verlockend", antwortete Jane. „Ich habe schon längst gewünscht, daß ihr Französisch lernt. Würde es sehr theuer sein?"

„O nein, für uns sehr wohlfeil. Er sagte, er betrachtete Dich als eine Collegin und Mitprofessorin —"

„Was das für eine Idee ist!" rief Frank ungestüm. „Mama sollte eine Professorin sein?"

„Ich glaube selbst nicht, daß ich mir ein so furchtbares Prädikat beilegen darf", entgegnete Jane lächelnd. „Schulmeisterin wäre vielleicht der richtigere Ausdruck."

Frank war entrüstet.

„Du bist keine Schulmeisterin, Mama! Ich —"

„Frank", unterbrach ihn Jane in ernstem Tone.

„Was denn, Mama?"

„Ich danke Gott, daß ich eine bin."

Frank traten die Thränen in die Augen.

„Du bist eine Lady, Mama. Ich werde Dich nie für etwas Anderes halten. Das ist meine Meinung."

Jane lächelte.

„Nun ja", sagte sie, „ich hoffe auch selbst, daß ich eine bin, Frank, obschon ich Handschuhe nähe und Knaben unterrichte."

„Wie gut Mr. Lynn französisch spricht!" rief William.

„Spricht er es wirklich?"

„Ja, wie ein geborner Franzose. Seinen Accent kann ich natürlich nicht beurtheilen, aber er spricht es ebenso geläufig wie Monsieur Colin. Sollen wir es lernen, Mama? Wie herrlich, wenn wir mit Monsieur Colin französisch conversiren könnten!"

„Aber wie steht es mit der Zeit, William?"

„O, wenn Du für das Geld sorgen willst, für die Zeit wollen wir selbst sorgen", entgegnete William lachend. „Verlaß Dich auf uns, Mama. Wir wollen es schon möglich machen und nichts verabsäumen."

„Nun denn, William, so sage Monsieur Colin, daß ihr an seinem Unterricht theilnehmen würdet."

„Ha, das ist famos!" rief Frank. „Mama, ich glaube,

wir Knaben werden, wenn eins zum andern kommt, eine ganz tüchtige Schulbildung erlangt haben."

„Obschon Mama fürchtete, daß uns dies niemals möglich sein würde", entgegnete William. „Ich fürchtete es fast selbst."

„Wirklich?" rief Frank; „ich fürchtete es nicht. Ich wußte: was der Mensch will, das kann er. Degeneres animos timor arguit", setzte er, sich eines seiner beliebten lateinischen Citate bedienend, hinzu, obschon er dabei ganz übersah, daß er seiner Mutter und seinem Bruder damit ein keineswegs schmeichelhaftes Compliment machte.

Neuntes Kapitel.

William Halliburton's Geist.

Das jetzt beginnende Kapitel bildet gewissermaßen den Anfang der zweiten Abtheilung unserer Geschichte, denn es sind seit den zuletzt erzählten Ereignissen einige Jahre verflossen.

Bezweifelst Du, lieber Leser, daß Jane Halliburton's selbstverleugnungsvolle Geduld, ihr standhafter Kampf, ihr unverbrüchlicher Fleiß in Verbindung mit ihrem unbegrenzten Vertrauen auf die Güte und Vorsehung des Allerhöchsten unbelohnt geblieben sei? Ein solcher Zweifel ist nicht wohl möglich.

Du darfst aber nicht glauben, daß dieser Lohn mit einem Male und in Gestalt einer sechsspännigen Equipage gekommen sei. Früchte, welche des Besitzes werth sind, werden nicht so leicht geerntet.

Jane's Lohn war noch zum Theil unterwegs, er war noch nicht in seinem ganzen Umfange da. Bis jetzt bestand er in wenig mehr als in dem stolzen Bewußtsein, daß sie muthig und geduldig sich durch Schwierigkeiten hindurch-

gekämpft und das Ziel, was ihr am meisten am Herzen lag — ihren Söhnen eine Erziehung zu geben, welche sie geeignet machte, jede Stelle ehrenvoll auszufüllen, zu der sie im Leben berufen werden möchten — vollständig erreicht hatte.

Was die äußern Umstände betraf, so stand es mit Jane jetzt ziemlich gut. Die Zeit hatte allerlei Veränderungen herbeigeführt. Mistreß Reece hatte dem Hause ebenso Lebewohl gesagt wie dem ganzen irdischen Leben und war Janey Halliburton auf ihrer langen Reise nachgefolgt.

Und Hannah Dobbs? Hannah Dobbs stand in Mistreß Halliburton's Diensten! Sie hatte Unglück gehabt. Sie hatte ein hübsches Sümmchen in einer Bank angelegt, denn sie war ihr ganzes Leben lang sparsam gewesen; die Bank aber machte Bankrott und verschlang Hannah's Ersparnisse. Dieser Schlag raubte ihr zugleich den mürrischen Unabhängigkeitssinn, der sie zeither charakterisirt hatte.

Das Sprichwort sagt: „Ein Unglück kommt nicht allein", und so war es auch hier. Mistreß Reece starb fast unmittelbar, nachdem Hannah Dobbs ihr kleines Vermögen eingebüßt. Die alte Dame hätte sehr gewünscht, ihrer treuen Dienerin etwas hinterlassen zu können, aber es stand nicht in ihrer Macht, denn das Einkommen, welches sie genossen, ging nach ihrem Tode auf die Verwandten ihres verstorbenen Gatten über. Sie hatte ihr dann und wann freigebige Geldgeschenke gemacht, welche Hannah Dobbs ebenfalls bei der Bank angelegt und nun gleichfalls eingebüßt hatte.

Die arme Dobbs, welche in Folge dieses schweren Verlustes fast ganz den Kopf verlor, miethete von Mistreß Halliburton ein Schlafzimmer und suchte vor allen Dingen sich erst ein wenig zu fassen. Dann versuchte sie mit Handschuhnähen etwas zu verdienen, denn sie hatte diese Arbeit schon früher einmal betrieben. Ihre Augen waren aber jetzt ebenso wie ihre Finger nicht mehr so jung wie damals und sie kam mit dieser Arbeit nicht mehr zu Stande.

Sie ging nun im Hause herum und besorgte für Mistreß Halliburton diese und jene Verrichtung, bis ihr Jane — natürlich in der höflichsten und schonendsten Weise — den Antrag zu machen wagte, als Dienerin bei ihr zu bleiben. Sie bedurfte jetzt eine gute, erfahrene Dienerin, und daß Hannah Dobbs eine solche war, wußte sie.

Hannah Dobbs erklärte sich einverstanden, ging sofort die Treppe hinauf, räumte ihre Sachen in die finstere Dachkammer und bediente sich derselben fortan hartnäckig als ihres Schlafzimmers.

Mistreß Reece's Tod hatte Jane in den Stand gesetzt, einen Plan in Ausführung zu bringen, mit welchem sie schon lange umgegangen war — nämlich nach Art der Damen in Eton Pensionäre ins Haus zu nehmen. Mehrere Schüler der lateinischen Schule wohnten sehr weit und es war ihren Aeltern natürlich viel daran gelegen, sie in Familien unterzubringen, wo sie gut aufgehoben waren.

Die Gattin des Rectors der Schule, Mistreß Keating, beherbergte und beköstigte ein halbes Dutzend dieser jungen Leute, und Jane glaubte, sie könne dasselbe thun. Sie war

auch schon mehrmals dazu aufgefordert worden, hatte aber, solange Mistreß Reece bei ihr war, keinen Platz.

Ihre Abendschule hielt sie immer noch. So wie eine Abtheilung Schüler fertig war, setzten sich sofort andere auf ihre Plätze, denn es gab keinen bessern Unterricht, als welchen Mistreß Halliburton ertheilte.

Als sie bekannt machte, daß sie Kostgänger annehmen könne, kamen Anmeldungen von allen Seiten und die Zahl sechs — denn mehr konnte sie nicht annehmen — war binnen wenigen Tagen voll. Am Tage besuchten die Knaben natürlich die lateinische Schule.

Auf diese Weise ward es ihr möglich, die Handschuhnäherei aufzugeben, und sie that es zu Samuel Lynn's großem Bedauern, denn eine so fleißige, pünktliche Arbeiterin, wie Jane gewesen, war für die Fabrik von großem Werth. Das Honorar für ihre Abendschule und die Summe, welche die Kostgänger bezahlten, machten zusammengenommen jährlich zwei- bis dreihundert Pfund aus und hierzu kam noch das, was William verdiente.

Dieser hatte sich bei Mr. Ashley immer besser eingearbeitet und verdiente jetzt dreißig Schillinge die Woche. Frank und Gar besuchten die lateinische Schule immer noch. Frank's Zeit war schon längst um; wenn aber ein Schüler sich so auszeichnete, wie Frank Halliburton, so beeilte der Rector sich in der Regel nicht sonderlich, ihm anzudeuten, daß seine Zeit abgelaufen sei.

Und somit blieb Frank immer noch, studirte eifrig und war einer der besten Schüler, deren die Schule der Kathedrale von Helstonleigh sich jemals rühmen gekonnt.

Ein großer Wunsch lebte in Frank's Herzen. Dieser Wunsch war fast zur Leidenschaft geworden; er verschönte seine Träume bei der Nacht und seine Gedanken bei Tage. Dieser Wunsch war, eine der beiden englischen Universitäten beziehen zu können. Die Idee, welche Frank von seiner Kindheit an, wenn auch anfangs unklar, vorgeschwebt hatte — die Rechtswissenschaft zu studiren — war das stehende Ziel seines Lebens geworden.

Daß er mit allen hierzu nöthigen Eigenschaften in hervorragendem Grade begabt war, ließ sich nicht bezweifeln, und Frank war daher, indem er sich für diese Laufbahn entschied, durchaus in keiner Selbsttäuschung befangen. Ausdauernd in seinen Studien, scharfsinnig in seiner Auffassung und mit einem überzeugenden Redefluß begabt, war er ein wahres Musterbild eines angehenden Juristen.

Aber wie es ihm möglich werden sollte, die Universität zu beziehen, das wußte er noch nicht.

Ebenso wenig wußte es Gar, der sich vorgenommen hatte, sich der Kirche zu widmen.

An einem kalten hellen Januarabend kam Samuel Lynn nicht in die Fabrik. Er hatte mit der Abendpost einen Brief erhalten, in welchem ein Freund ihm meldete, daß er auf der Reise von Birmingham nach Bristol einige Stunden bei ihm verweilen und dann mit der Post, welche um elf Uhr die Stadt passirte, nach Bristol weiterreisen würde.

Dieser Herr kam auch in der That pünktlich an, ward in dem Staatszimmer mit Thee und andern Delikatessen bewirthet und schickte sich an, mit Samuel Lynn einen an=

genehmen Abend zu verbringen. Patience und Anna waren ebenfalls zugegen.

Anna's üppige Locken und ihre wunderbare Schönheit — denn sie hatte, während sie heranwuchs, die Verheißungen ihrer Kindheit durchaus nicht Lügen gestraft — wurden von der bescheidenen Quäkerhaube beschattet.

Auch in anderer, obschon weniger erfreulicher Beziehung hatte sie das erfüllt, was schon in ihrer Kindheit von ihr zu erwarten stand — wir meinen ihre Eitelkeit.

Wie es schien, fand sie den Abend ebenso wie den fremden Gast nicht nach ihrem Geschmack. Er war alt, wie ihr Vater und Patience. Jeden Menschen, der über dreißig Jahre zählte, war Anna geneigt, für alt zu erklären. Sie rückte unruhig auf ihrem Stuhl herum, und gerade als es sieben schlug — als ob dieser Ton ihr das längere Sitzen unmöglich machte — stand sie auf und wollte sich leise aus dem Zimmer stehlen.

„Wo willst Du hin, Anna?“ fragte ihr Vater.

Anna erröthete, wie auf einer schlimmen That ertappt.

„Freundin Jane Halliburton versprach mir ein Buch zu leihen, Vater“, entgegnete sie. „Ich möchte es mir holen.“

„Bleib nur da, Kind. Heute Abend, wo Freund Stanley bei uns ist, brauchst Du nicht zu lesen. Lege ihm einmal Deine Zeichnungen vor. Ich will mittlerweile das Schachbret holen. Hast Du Lust, eine Partie zu machen?“ setzte er zu seinem Gaste gewendet hinzu.

„Ja wohl“, antwortete Mr. Stanley begierig. „Du wirst Dich entsinnen, Freund Lynn, daß ich Dich das letzte Mal schlug.“

„Nun, vielleicht trage heute Abend ich den Sieg davon", nickte der Quäker, indem er sich erhob, um das Schachbret zu holen. „Ich werde mein Möglichstes thun."

„Willst Du ein Licht haben?" fragte Patience, welche fleißig nähte.

„Nein, ich brauche keins", antwortete Mr. Lynn. „Der Mond scheint ja, und da ist es in meinem Zimmer so hell wie am Tage."

Mit diesen Worten ging Mr. Lynn in sein Zimmer hinauf. Das Schachbret nebst dem Kästchen mit den Figuren stand auf einem Tische neben dem Fenster. Als er beides wegnahm, blickte er hinaus auf die reizende Landschaft. Die Malvernberge weit draußen am Horizont waren fast so deutlich zu sehen wie am Tage. Dennoch aber war es nicht die Landschaft, welche Samuel Lynn's Blicke fesselte, sondern dieselben hafteten auf etwas Näherem, was seine Aufmerksamkeit erregte.

Auf dem Feldwege, der sich hinter der niedrigen Gartenhecke hinzog, schritt eine männliche Gestalt in einem Mantel auf und ab. Einen Mann, ob nun in einem Mantel oder ohne denselben, an einem mondhellen Abende hin und her spazieren zu sehen, wäre weiter nichts Außerordentliches gewesen, wohl aber hatten die Bewegungen des hier fraglichen für Samuel Lynn etwas Auffallendes. Ueber die unmittelbare Länge des Raumes, welchen das Haus einnahm, hinaus war der Feldweg nicht sichtbar, denn auf der einen Seite befand sich eine hohe Hecke zwischen Mr. Lynn's und Mistreß Halliburton's Garten, auf der andern eine Mauer.

Die Gestalt — mochte sie nun sein, wer sie wollte —

kam mehrmals bis an eine dieser Ecken, lugte verstohlen nach Samuel Lynn's Hause und Fenstern und setzte dann ihren Weg weiter fort, bis sie an die andere Ecke kam, wo sie ebenfalls stehen blieb und lugte, während sie sich theilweise hinter die Hecke versteckte. Daß der geheimnißvolle Unbekannte auf etwas oder auf jemand wartete, war augenscheinlich, denn er stampfte dann und wann ungeduldig mit dem Fuße.

„Was kann er hier zu suchen haben?" rief der Quäker halblaut. „Dies ist das zweite Mal, daß ich ihn sehe. Er kann doch nicht eine Zeichnung von meinem Hause bei Mondschein entwerfen wollen. Wäre es jemand anders als Du, William Halliburton, so würde ich sagen, die Sache käme mir verdächtig vor."

Mit diesen Worten ging er wieder hinunter in das Wohnzimmer und rächte sich an seinem Freund, indem er ihn dreimal nacheinander matt setzte.

Um neun Uhr ward das Abendbrot aufgetragen und um zehn Uhr nahm Mr. Stanley Abschied, um, von Samuel Lynn begleitet, gemächlich nach Helstonleigh zu gehen und dort die Post nach Bristol zu erwarten. Als sie aus dem Hause traten, sahen sie William Halliburton zu seiner eigenen Thür hineingehen.

„Es ist kalt heute Abend", bemerkte William zu Mr. Lynn.

„Ja, sehr kalt. Gute Nacht."

Du kannst jetzt, lieber Leser, in der Dunkelheit nicht sehen, wie William aussieht, besonders nicht in diesem ihn verhüllenden Mantel und der Mütze mit den herabhängenden Ohrklappen. Wohl aber kannst Du ihn den nächst-

folgenden Morgen sehen, während er in Mr. Ashley's Comptoir steht.

Eine wohlgewachsene, edle, gerade Gestalt ist er, einen Kopf länger als Samuel Lynn, neben welchem er steht, mit einem eigenthümlich anziehenden Gesicht. Nicht wegen seiner Schönheit aber ist dieses Gesicht anziehend, denn eines hohen Grades von dieser kann es sich nicht rühmen — wohl aber wegen seiner breiten, intelligenten Stirn, seines Festigkeit und doch auch zugleich Sanftmuth verrathenden Mundes und seiner innigblickenden, redlichen, dunkelgrauen Augen. Niemand könnte William Halliburton für etwas Anderes halten als für einen Gentleman, auch wenn er ihn, wie jetzt, mit einer weißen Schürze angethan gesehen hätte.

William sortirte nämlich Handschuhe — eine Arbeit, die zuweilen in Mr. Ashley's Zimmer verrichtet ward, weil dieses auf der Nordseite lag und ein gutes, sich stets gleichbleibendes Licht hatte. Unter den Fenstern zog ein langer Tisch sich hin.

Mr. Lynn stand neben William und sah ihm zu.

„Du machst Deine Sache ziemlich gut, William", bemerkte er nach einigen Minuten.

William lächelte. Der Quäker gewährte niemals unbedingtes Lob und glaubte, das Sortiren verstehe niemand besser als er und James Meeking. William besaß aber eine achtzehnmonatliche Uebung darin und glaubte es nun ganz gut zu verstehen.

Mr. Lynn wendete sich ab und sein scharfer Blick fiel auf mehrere Dutzende, die in einiger Entfernung auf dem Tische lagen. Rasch nahm er eins der obenaufliegenden

Paare hinweg, runzelte die Stirn und besah dann auch die andern.

„Da bist Du nicht mit der nöthigen Sorgfalt zu Werke gegangen, Freund William", sagte er.

„Diese da habe ich nicht sortirt", entgegnete William.

„Wer hat es denn gethan?"

„Cyrill Dare."

„Ich habe Cyrill Dare doch gesagt, daß er das Sortiren nicht versuchen soll", entgegnete Samuel Lynn in strengem Ton. „Wann hat er denn diese hier sortirt?"

„Gestern Nachmittag."

„Da haben wir's! Er weiß doch, daß man Handschuhe nicht an Winternachmittagen sortirt. Ich selbst möchte es bei so unzureichendem Lichte nicht versuchen. Gehe diese hier noch einmal durch, wenn Du mit dem Haufen vor Dir fertig bist."

Samuel Lynn war nicht ein Mann, welcher die Arbeit sparte. Er mischte die unliebsamen Dutzende tüchtig durcheinander und schob sie dann William hin. Dann kehrte er auf seinen eigenen Platz zurück und fuhr in seiner Arbeit fort. Er sortirte auch. Nach einer Weile hob er wieder an:

„Was machst Du denn des Abends hinter meinem Hause? Du mußt diese Promenade ein wenig kalt finden."

William drehte sich mit einer Geberde der Ueberraschung nach ihm herum.

„Ich thue nichts hinter Ihrem Hause. Was meinen Sie?"

„Gehst Du nicht dort hin und her und lauerst, wie Du gestern Abend thatest?"

„Ganz bestimmt nicht! Ich verstehe nicht, was Sie meinen.“

Samuel Lynn runzelte die Stirn.

„William“, sagte er, „ich glaubte bis jetzt, Du sprächest immer die Wahrheit. Warum willst Du leugnen, was eine handgreifliche Thatsache ist?“

William Halliburton legte das Paar Handschuhe, welches er in der Hand hielt, nieder und wendete sich zu dem Quäker, indem er sagte:

„Wenn ich erkläre, daß ich des Abends nicht hinter Ihrem oder irgend einem Hause anzutreffen bin, so spreche ich die Wahrheit.“

„Aber gestern Abend um sieben Uhr sah ich Dich dort in Deinem Mantel paradiren. Ich sah Dich, William. Der Abend war ungewöhnlich hell.“

„Gestern Abend bin ich von der Theezeit an bis halb zehn Uhr mit keinem Fuße aus dem Wohnzimmer meiner Mutter gekommen“, entgegnete William. „Ich saß wie gewöhnlich über meinen Büchern. Um halb zehn Uhr lief ich noch einmal hinauf zu Henry Ashley, um ihm etwas zu sagen. Sie sahen mich von dort zurückkommen.“

„Ich sah Dich aber mit meinen eigenen Augen hinter meinem Hause“, behauptete der Quäker hartnäckig. „Ich sah Deinen Mantel. Du hattest Deine blaue Mütze auf. Du hattest sie über die Ohren herunter zugebunden und der Kragen des Mantels war in die Höhe geschlagen, um Dich, wie ich vermuthete, vor der Kälte zu schützen.“

„Das muß mein Geist gewesen sein“, antwortete William. „Würde ich wohl an einem Januarabend zum Zeitvertreib draußen in der Kälte hin und her spazieren?“

„Willst Du mir den Gefallen thun, einmal Deinen Mantel anzuziehen?“ entgegnete Samuel Lynn.

„Wie? Jetzt?“

„Ja, ich bitte Dich darum.“

William ging lachend aus dem Zimmer und kam dann in seinem Mantel zurück. Es war ein altmodischer, sonderbarer Mantel von dunkelfarbigem, carrirtem Stoff mit rothgefüttertem Kragen. Früher einmal sehr in der Mode, waren diese Mäntel doch jetzt ganz veraltet und William hatte den seinen daher sehr wohlfeil gekauft. Nach Mode und Eleganz fragte er weiter nicht und für den Winter war dieser Mantel sehr warm und bequem.

„Vielleicht wünschen Sie, daß ich auch meine Mütze aufsetze?“ fragte William in ernstkomischem Tone.

„Ja, und daß Du die Ohrklappen herunterschlägst.“

William gehorchte, denn die Sache machte ihm Spaß.

„Und was begehren Sie weiter?“ fragte er.

„Jetzt gehe einmal hin und her.“

Lächelnd ging William von einer Seite des Zimmers nach der andern.

Während dies geschah, trat Cyrill Dare rasch herein und blieb, William anstierend, ganz verwundert stehen. Der Quäker achtete nicht auf seinen Eintritt, sondern zog blos seine Uhr heraus und warf einen Blick darauf. Dann fuhr er zu William gewendet fort:

„Und Du kannst mir ins Gesicht behaupten, daß Du nicht gestern Abend im Mondschein so gekleidet auf dem Felde hinter meinem Hause auf und ab gegangen seiest?“

„Ja, das kann ich und ich thue es“, entgegnete William.

„Dann, William, ist von zwei Dingen nur eins möglich. Entweder trügen meine Augen oder Deine Worte."

„Sahen Sie mein Gesicht?" fragte William.

„Dieses allerdings kaum. Durch die heruntergeschlagenen Ohrklappen der Mütze und den hinaufgeschlagenen Kragen des Mantels ward Dein Gesicht so ziemlich verdeckt. In ganz Helstonleigh gibt es aber keinen solchen Mantel weiter wie den Deinigen."

„Da haben Sie recht", lachte William; „es gibt keinen, der auch nur halb so schön wäre. Bewundern Sie, wie schön der scharlachrothe Kragen gegen den dunkeln Stoff absticht."

„Nein, es gibt keinen solchen Mantel weiter", wiederholte der Quäker mit Nachdruck. „Ich sage Dir, William Halliburton, trotzdem daß Du es leugnest, daß ich Dich oder eine Dir ganz ähnliche Gestalt gestern Abend auf dem Feldwege hinter meinem Hause habe hin und her marschiren und verstohlen nach meinen Fenstern lugen sehen."

„Das ist ja eine förmliche Gespenstergeschichte", entgegnete William, indem er Cyrill Dare lachend ansah. „Wie lange soll ich jetzt noch zu Ihrem Vergnügen und Cyrill's Erstaunen in diesem Costüm auf und ab wandeln?"

„Du kannst es ablegen", entgegnete der Quäker, und sein kurzer Ton verrieth, daß er mißvergnügt war. Bis diesen Augenblick hatte er William Halliburton für die verkörperte Wahrhaftigkeit gehalten. Nun aber war sein Glaube erschüttert.

In dem schmalen Gange zwischen Mr. Ashley's und Samuel Lynn's Zimmer hing William seinen Mantel und seine Mütze auf. Der Quäker wendete sich hierauf zu

Cyrill Dare, der eben seinen Ueberrock auszog, und fragte ihn in strengem, unzufriedenem Tone:

„Weißt Du, welche Zeit es ist?“

„Es ist soeben halb zehn vorbei“, entgegnete Cyrill.

Mr. Lynn hielt Cyrill seine Uhr vor die Augen. Es fehlten noch siebzehn Minuten an zehn.

„Um neun Uhr sollst Du kommen! Ich bin es müde, Dich zu größerer Pünktlichkeit zu ermahnen. Vor dem Frühstück warst Du gar nicht da.“

„Ich hatte es verschlafen“, sagte Cyrill.

„Das scheinst Du sehr oft zu thun. Wenn Du übrigens keine bessere Arbeit verrichten willst, als Du gestern verrichtet hast, so wird es am besten sein, wenn Du gleich im Bett liegen bleibst. Sieh einmal diese Handschuhe an.“

„Nun?“ rief Cyrill, der ein hübscher junger Mann und ziemlich ebenso groß war wie William. Wenigstens wäre er hübsch gewesen, wenn er nur bessere Augen gehabt hätte. So aber hatten dieselben, wenn sie auch nicht gerade schielten, doch einen falschen Blick und waren nicht im Stande, jemand offen und ehrlich anzusehen. Sein Gesicht war schmal, seine Züge aber gutgeformt.

„Nun?“ rief er.

„Es ist gut, daß ich sie ansah, denn sie müssen noch einmal sortirt werden“, entgegnete der Quäker. „Die erste Qualität ist mit der zweiten und die dritte mit der ersten vermengt. Noch niemals habe ich Handschuhe so schlecht sortirt gesehen. Was habe ich Dir gesagt?“

„O vielerlei“, antwortete Cyrill, der gern, soweit er es wagen durfte, dem Geschäftsführer Trotz bot.

„Ich habe Dir gesagt, Du solltest nie versuchen, Handschuhe zu sortiren. Ich verbiete es Dir jetzt abermals, und Du wirst wohl daran thun, es nicht zu vergessen. Jetzt binde diese Handschuhe, welche William Halliburton fertig macht, zusammen."

Cyrill riß das Schubfach auf, in welchem sich die Etiketten befanden, welche den einzelnen Dutzenden aufgebunden wurden, nahm einige heraus und trug sie auf den langen Tisch, an welchem William stand.

Mr. Lynn fuhr mit einem zweiten Befehle dazwischen.

„Du wirst gefälligst Deine Schürze umbinden."

Das Tragen dieser Schürze war für Cyrill Dare ein förmlicher Popanz.

„Zum Einpapieren der Handschuhe brauche ich keine Schürze", antwortete er.

„Du wirst Deine Schürze umbinden, Freund", wiederholte Samuel Lynn ruhig.

„Ich verwünsche diese Schürze", murrte Cyrill, indem er ein anderes Schubfach auf- und aus diesem seine Schürze riß, denn der Autorität, mit welcher Samuel Lynn bekleidet war, wagte er doch nicht offen zu trotzen. „Ich glaube, ich bin der erste Gentleman, der jemals gezwungen worden ist, eine zu tragen."

„Wenn Du in einer Handschuhfabrik arbeitest, so mußt Du auch eine Schürze tragen, magst Du nun ein Gentleman sein oder nicht", entgegnete der Quäker gelassen. „Wir andern alle thun es auch."

„Nicht alle!" entgegnete Cyrill. „Der Herr thut es nicht."

„Du stehst noch nicht auf derselben Stufe wie der Herr,

Cyrill Dare. Ich möchte Dir rathen, Deine Zunge etwas mehr im Zaume zu halten."

Der Wortwechsel ward durch Mr. Ashley's Eintritt unterbrochen und es herrschte nun Schweigen, wie sich das in der Gegenwart des Chefs gebührte.

Er setzte sich an sein Pult und öffnete die mit der Morgenpost eingegangenen Briefe. Es dauerte nicht lange, so steckte ein junger Mann den Kopf herein und redete Samuel Lynn an.

„Noaks der Färber ist da, Sir. Er sagt, die ihm gestern zugeschickten Felle würden sich besser zum Bunt- als zum Schwarzfärben eignen."

„Bitte James Meeking, mit ihm zu sprechen", sagte Mr. Lynn.

„James Meeking ist nicht da, Sir. Er ist oben in dem Zuschneidezimmer oder sonst wo."

Samuel Lynn ging hierauf selbst hinaus. Cyrill Dare folgte ihm. Er lief gern von Zeit zu Zeit in der Fabrik herum, um nicht immer über der Arbeit sitzen zu müssen. Bald nachher richtete Mr. Ashley den Kopf empor.

„Komm einmal her, William", sagte er.

William legte die Handschuhe, die er besichtigte, nieder und näherte sich Mr. Ashley's Pulte.

„Wie weit bist Du im Französischen?" fragte Mr. Ashley.

„O ziemlich weit, Sir", entgegnete William ein wenig überrascht. „Ich verstehe es sehr gut. Ich lese und schreibe es ebenso fertig wie Englisch."

„Wie steht es aber mit dem Sprechen? Könntest Du Dich zum Beispiel verständlich machen, wenn ein Luft-

ballon Dich plötzlich in eine französische Stadt hineinfallen ließe, wo die Einwohner blos ihre Muttersprache redeten?"

William lächelte.

„Ich glaube nicht, daß ich auf große Schwierigkeiten stoßen würde. Ich bin so oft mit Monsieur Colin zusammengewesen, daß ich fast ebenso schnell sprechen kann als er. Manchmal allerdings unterbricht er mich und macht Ausstellungen gegen das, was er l'accent des Anglais nennt."

„Es wäre möglich, daß ich Dich mit einem Auftrage nach Frankreich schickte", hob Mr. Ashley wieder an. „Du kannst hier eher entbehrt werden als Samuel Lynn, und einer von Euch beiden muß es sein. Willst Du die Reise machen?"

„Ich bin bereit, alles zu thun, was Sie mir auftragen und wozu Sie mich fähig glauben, Sir", entgegnete William, indem er seine klaren, unverbrüchlich redlichen Augen zu denen seines Herrn emporhob.

„Du bist, wie Samuel Lynn selbst zugibt, ein sehr guter Kenner von Häuten. Ich wünsche nun, daß ein intelligenter, zuverlässiger Sachverständiger nach Frankreich hinüberreise, sich dort auf den Märkten umsehe und einkaufe, was für uns paßt. Die Nachfrage nach Häuten ist gegenwärtig sehr groß und die Märkte müssen daher scharf überwacht werden, wenn man geeignete Ballen erhaschen will, ehe andere Kauflustige sie wegschnappen. Auf diese Weise können wir vielleicht billige und gute Einkäufe machen, was uns seit einiger Zeit durchaus nicht hat gelingen wollen."

„Dann müßte ich wohl nach Annonay gehen, Sir?“ fragte William.

„Nach Annonay und der Umgegend. Dort ist der Hauptmarkt für zugerichtete Häute. Die rohen bekommt man, wie Du weißt, am besten in der Umgegend von Lyon. Du würdest Dich nach beiden umzusehen haben. Ich habe über die Sache mit Mr. Lynn gesprochen und er glaubt, Du seiest, sowohl was Sachkenntniß als Zuverlässigkeit betrifft, wohl geeignet, eine solche Mission zu übernehmen.“

„Ich werde, wenn Sie mir dieselbe übertragen wollen, mein Möglichstes thun“, antwortete William.

„Du würdest zwei bis drei Monate darauf zu verwenden haben. Wir können viel gebrauchen, sowohl rohe als zugerichtete Häute. Die Lederbereiter in Annonay — Cyrill, was machst Du hier?“

Cyrill konnte das selbst nicht recht sagen. Er war unbemerkt in das Comptoir getreten und sein Ohr hatte etwas von der Conversation, die hier geführt ward, erhascht. In seinem Aerger war er mit dem Gesicht nach den Sprechenden gewendet stehen geblieben, um noch mehr zu erlauschen.

Durch einige von Henry Ashley fallen gelassene Worte hatte man nämlich in Mr. Dare's Haus erfahren, daß Mr. Ashley mit der Absicht umging, jemand von seinen Leuten mit einem Auftrag nach Frankreich zu schicken, und daß dieser jemand nicht Samuel Lynn sein würde. Cyrill hörte diese Mittheilung mit Freude und Begier, denn er zweifelte nicht, daß er der hierzu Ausersehene sein würde. Er war auch, wie sich nicht bestreiten ließ, wirklich ein guter Lederkenner, obschon kein besserer als William. An



diesen aber hatte Cyrill in dieser Beziehung gar nicht gedacht. Er freute sich daher schon auf die Reise in das Land des Vergnügens, wo er unter niemandes Aufsicht stehen würde.

Als er nun jetzt Mr. Ashley mit William und nicht mit ihm selbst über diesen Gegenstand sprechen hörte, ward er erfüllt von Groll gegen jedermann und gegen alles, was ihn umgab — gegen den Herrn, gegen William und ganz besonders gegen das Geschäft, welches er nun ärger haßte als je zuvor.

Mr. Ashley war aber nicht der Mann, der sich in irgend etwas übereilte, und die Sache war somit erst zur Sprache gebracht.

Zehntes Kapitel.

Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

Es war Samstag Abends, an dem Samstag, der auf die im vorigen Kapitel mitgetheilte Conversation folgte, und Mr. Lynn machte sich eben fertig, die Leute auszuzahlen. James Meeking war der eigentliche Zahlmeister, er war aber auch der Packer, das heißt, er packte mit Beihülfe von Untergebenen die nach London bestimmten Waaren. Da diesen Abend eine Sendung abgehen sollte, so mußte Mr. Lynn die Auszahlung der Leute übernehmen.

Er stand vor dem Pult in dem Ablieferungszimmer und zählte fortwährend Geld ab. In einem Beutel hatte er das Silbergeld und die halben Pence waren in eine Menge braune Papierpackete eingewickelt, von welchen jedes fünf Schillinge enthielt. Alle aber mußten gezählt werden, denn es kam zuweilen vor, daß an einem Packet ein oder zwei Pence fehlten.

Man hörte die Thür am Fuße der Treppe sich öffnen und der Tritt eines Mannes kam herauf. Es war, wie sich erwies, ein Arbeiter aus einer benachbarten Fabrik.

„Wollen Sie vielleicht die Güte haben, Mr. Lynn, unsern Leuten für zwölf oder vierzehn Pfund Münze abzu lassen?" fragte er. „Wir konnten anderwärts keine bekommen. Die halben Pence scheinen fast ebenso rar zu sein als das Silber."

Nun traf es sich, daß Mr. Ashley's Fabrik in dieser Beziehung an diesem Abend sehr reichlich versehen war. Samuel Lynn ging in das Comptoir zu dem Chef, der an seinem Pulte saß.

„Die Dunns lassen fragen, ob wir ihnen mit zwölf bis vierzehn Pfund Münze aushelfen können", sagte er. „Wir haben heute Abend Ueberfluß daran, doch würde es vielleicht nicht gerathen sein, so viel wegzugeben. Hast Du vielleicht Gold, welches Du entbehren kannst?"

Mr. Ashley schaute in seine eigene Kasse.

„Hier sind sechs oder sieben Sovereigns."

„Das wird hinreichen", entgegnete Samuel Lynn, indem er die Goldstücke in Empfang nahm und zu dem fremden Arbeiter in das Ablieferungszimmer zurückkehrte. „Wie viel brauchst Du?" fragte er.

„Vierzehn Pfund, wenn ich so viel bekommen kann. Ich habe eine Anweisung auf diesen Betrag mitgebracht. Silber oder Kupfer kann ich gebrauchen, gleichviel was, oder auch ein wenig Gold. Ich habe einen Korb mit."

Mr. Lynn gab das Geld und nahm das Papier. Der Mann verließ das Zimmer und der Quäker trug das Papier zu Mr. Ashley hinein. Dieser steckte es in eins der offenen Fächer seines Pultes. Er hatte die Factur über die abzusendenden Waaren vor sich und rechnete dieselbe nach.

William und Cyrill waren beide mit im Comptoir, aber nicht mit Mr. Ashley beschäftigt. William schrieb kleine Zahlen auf gewisse einpapierte Handschuhe und Cyrill sah zu — eine Beschäftigung, welche ihm besser zusagte als irgend eine andere. Der Quäker merkte, daß er so unthätig dastand.

„Wenn Du nichts zu thun hast, so kannst Du herkommen und mir die Kupferpackete nachzählen helfen.“

In Mr. Ashley's Gegenwart wagte Cyrill nicht, Nein zu sagen. Er würde auch Bedenken getragen haben, es zu Samuel Lynn allein zu sagen, nichsdestoweniger aber war es eine Arbeit, gegen die er einen ganz besondern Widerwillen hatte. Es war nicht angenehm, sich die Finger zu beschmutzen, unzählige Fünfschillingpackete Kupfermünzen durchzuzählen und in Häufchen von zwölf Pence oder vierundzwanzig halben Pence aufzusetzen. Es war dies eigentlich James Meeking's Sache, aber es kamen Zeiten, wo Samuel Lynn, William und Cyrill ebenfalls mit dabei helfen mußten, und es war leicht möglich, daß die beiden erstern ebenso wenig Gefallen daran fanden als letzterer.

Cyrill folgte mit mürrischer Miene in das Ablieferungszimmer nach. Als einige Minuten vergangen waren, schaute James Meeking in das Comptoir herein.

„Ist der Herr fertig?“ fragte er.

Mr. Ashley erhob sich und ging mit einer der in duplo ausgefertigten Facturen in der Hand in das nächste Zimmer. Hier standen die Leute bereit, um das Einpacken zu beginnen — James Meeking und der andere Packer, ein junger Mann Namens Dance. Die verschiedenen Pappschachteln mit den Handschuhen standen auf einem

Nebentisch bereit und Mr. Ashley stellte sich mit der Factur in der Hand daneben, um sie zu vergleichen. Wäre Samuel Lynn nicht mit dem Auszahlen beschäftigt gewesen, so würde er dies zu besorgen gehabt haben.

„Drei Dutzend große bunte Herrenhandschuhe", rief James Meeking, die Signatur auf dem ersten Packete, welches er ergriff, ablesend.

„Richtig", antwortete Mr. Ashley.

James Meeking legte das Packet auf den noch leeren Packtisch, auf dem blos eine große dicke braune Pappe lag, wendete sich dann wieder nach dem Nebentische und ergriff ein zweites Packet.

„Drei Dutzend große bunte Herrenhandschuhe!" wiederholte er.

„Richtig", entgegnete Mr. Ashley.

Und so ging es weiter, bis sämmtliche Packete durchgezählt und mit der Factur übereinstimmend gefunden waren. Dann begann das Packen. Es ward ein ziemlich großes Collo von ungefähr vier Fuß im Quadrat. Mr. Ashley blieb dabei stehen und sah zu.

„Ihr werdet nicht genug Bindfaden hier haben", bemerkte er, als die Leute das Collo zu umschnüren anfingen.

„Ich sagte Euch gleich, daß es nicht genug sein würde, Meeking", versetzte Georg Dance.

„Es ist keiner weiter unten", war Meeking's Antwort. „Ich glaubte, es wäre genug."

Keiner der beiden Männer konnte das schwere Packet loslassen. Sie standen auf Tritten zu beiden Seiten desselben. Mr. Ashley rief William zu:

„Zünde einmal die Laterne an, geh hinauf in die Bindfadenkammer und bring einen Knäuel herunter."

Mit blosem Licht durfte nämlich nicht in den Fabrikgebäuden umhergegangen werden. William kam heraus, zündete die Laterne an und ging die Treppe hinauf.

In demselben Augenblicke kam Cyrill Dare, der mit dem ihm so widerwärtigen Kupfergeldzählen endlich fertig geworden, in das Comptoir geschlendert. Da er es leer fand, so glaubte er nichts Besseres thun zu können, als wenn er das Innere von Mr. Ashley's Pult musterte, dessen Deckel in die Höhe gestemmt war. Er hatte keinen weitern speciellen Grund, dies zu thun, als zu sehen, ob dieses Behältniß dies oder jenes darböte, was seine Neugier befriedigte und ihm mehr Zeitvertreib gewährte, als die Ladentische und die Handschuhe auf denselben thun konnten. Unter anderm fielen seine Augen auf die von dem Hause Dunns ausgestellte Anweisung, die in einem der offenen Fächer lag.

„Diese vierzehn Pfund wären ein hübsches Taschengeld auf ein paar Wochen", dachte er. „Es würde es auch niemand entdecken. Ashley würde eher jeden andern Menschen in der Fabrik im Verdacht haben als mich."

Er stand einen Augenblick lang unschlüssig da und streckte die Hand aus. Sollte er sie wieder zurückziehen und der Versuchung widerstehen? oder sollte er dieser nachgeben?

„Ach, was da, was da!" murmelte Cyrill. „Wer nichts wagt, gewinnt nichts!"

Mit diesen Worten translocirte er das Papier in seine Tasche und stahl sich aus dem Comptoir in den kleinen

schmalen Gang, der aus dem Comptoir nach Mr. Lynn's Zimmer führte, wo eben das Collo gepackt ward. Leise hinter dem großen Collo, welches ihn den Augen der Arbeiter und Mr. Ashley's entzog, hinweg durch das Zimmer schleichend, gelangte er unbemerkt in das Ablieferungszimmer, stellte sich dicht neben Samuel Lynn und begann emsig einige Stöße Schillinge zu zählen, die er schon einmal gezählt hatte.

Samuel Lynn, der mit dem Gesicht nach den auf der andern Seite des Ladentisches stehenden, ihren Lohn in Empfang nehmenden Arbeitern gewendet stand, hatte Cyrill Dare's Abwesenheit gar nicht bemerkt. Auf diese wahrscheinliche Thatsache hatte Cyrill gerechnet.

„Gibt es noch mehr zu zählen?" fragte Cyrill.

Samuel Lynn drehte den Kopf herum.

„Wenn Du mit sämmtlichen Packeten fertig bist, so gibt es weiter nichts", sagte er.

Hätte er gesehen, was soeben vorgegangen war, so würde er Mr. Cyrill Packete mit Kupfermünzen nicht so ohne weiteres anvertraut haben.

Cyrill schwang sich auf den Rand des Pultes und blieb auf demselben sitzen, so daß alle ihn sehen konnten.

William Halliburton kam mit dem Bindfaden zurück und händigte denselben Georg Dance ein. Dann blies er das Licht der Laterne aus und kehrte in das Comptoir zurück.

Das Schnüren des Collos ward beendet und James Meeking überschrieb es in großem, kanzleischriftähnlichem Ductus: „Messieurs James Morrison, Dillon und Comp., Forestreet, London." Dann ward es auf einen

bereitstehenden Rollwagen gelegt, um nach dem Speditions-bureau gefahren zu werden. Mr. Ashley kehrte an sein Pult zurück und setzte sich an dasselbe.

Gleich darauf kam Cyrill Dare herein.

„Halliburton, willst Du heute Abend kein Geld?“ fragte er. „Es sind schon alle ausgezahlt bis auf Dich. Mr. Lynn möchte gern sein Pult schließen.“

„Hier ist ein Brief auf die Post, William!“ rief Mr. Ashley.

„Ich komme wieder, Sir. Ich habe den Ladentisch noch nicht geradegerückt.“

Er empfing sein Geld — dreißig Schillinge die Woche jetzt — dann setzte er Alles in dem Comptoir gerade, obschon dies ebenso gut Cyrill's Aufgabe war wie die seine, und empfing dann von Mr. Ashley einen Brief. Derselbe enthielt eine der doppelt ausgefertigten Facturen und war ebenso adressirt wie das Collo.

William hatte jetzt gewöhnlich die Briefe auf die Post zu besorgen; er vergaß sie jetzt nicht mehr, wie er bei seinem ersten unglücklichen Versuche gethan. Er warf den uns schon bekannten eleganten Mantel um, nahm seinen Hut und ging durch die Stadt bis auf die Post.

Cyrill Dare begleitete ihn. An der Post trennten sie sich — Cyrill setzte seinen Weg heimwärts weiter fort, während William auf demselben Wege wieder zurück mußte.

Alle hatten die Fabrik verlassen, außer Mr. Ashley und Samuel Lynn. James Meeking war auch schon fort. Wenn es einmal spät ward, wie heute, und alle bis auf den Chef und Samuel Lynn fertig waren, pflegte letzterer zu-

weilen zu dem Werkführer zu sagen: „Du kannst immer zu Deinem Abendbrot gehen. Ich werde zuschließen und Dir die Schlüssel bringen.“

Mr. Ashley räumte sein Pult auf, indem er einige Papiere an Ort und Stelle legte und andere zerriß. Er schloß sein Kassenschubfach auf und fuhr zugleich mit der andern Hand in das offene Fach, um die Anweisung herauszunehmen.

Sie war nicht mehr da. Soviel er sehen konnte, war sie auch anderwärts nicht.

„Wo ist denn dieses Papier?“ rief er.

Samuel Lynn drehte sich herum.

„Was für ein Papier denn?“ fragte er.

„Nun, Dunns Papier, welches Sie mir vor einer Stunde brachten“, antwortete Mr. Ashley.

„Ich sah Dich es in das zweite offene Fach stecken“, sagte der Quäker, indem er sich dem Pult näherte und neben Mr. Ashley stehen blieb.

„Das weiß ich wohl. Aber es ist weg.“

„Dann mußt Du es selbst wieder herausgenommen haben. Vielleicht liegt es in Deinem Privatschubfach?“

Mr. Ashley schüttelte den Kopf und dachte nach.

„Ich habe das Papier, seitdem ich es hier hineinsteckte, nicht wieder berührt“, sagte er dann; „ich müßte denn — ich habe es doch nicht vielleicht aus Versehen mit zerrissen?“

Er und Samuel Lynn bückten sich beide über den Papierkorb. Sie konnten in dem Inhalt desselben nichts der Art entdecken. Mr. Ashley wußte nicht, was er denken sollte.

„Das ist eine seltsame Geschichte, Samuel", sagte er. „Es war während meiner Abwesenheit niemand im Zimmer als William Halliburton."

„Und dieser würde sich an Deinem Pulte nicht vergreifen", bemerkte der Quäker.

„Nein, und er würde auch niemand anders gestattet haben, sich daran zu vergreifen. Ich möchte William sprechen. Vielleicht kann er einigen Aufschluß geben. Verschwunden kann das Papier nicht sein."

Samuel Lynn ging hinaus zu James Meeking, den er beim Abendessen störte. Er trug ihm auf, an dem Eingangsthore zu warten, bis William auf dem Rückwege von der Post wieder vorbeikäme, und diesen zu veranlassen, noch einmal in die Fabrik hereinzukommen.

Es dauerte nicht lange, so erschien William. James Meeking sagte ihm, daß der Herr und Mr. Lynn ihn in der Fabrik zu sprechen wünschten, und er ging sofort hinein, in der Voraussetzung, daß wahrscheinlich eine Conferenz in Bezug auf die französische Reise gehalten werden solle.

Natürlich war er höchlich überrascht, zu hören, was es eigentlich gab. Er verlachte die Idee, daß das Papier verschwunden sei, und glaubte, Mr. Ashley müsse es zerrissen haben. Er durchsuchte den Inhalt des Papierkorbes ganz genau, aber es war auch nicht das Geringste von dem vermißten Werthpapier darin zu entdecken.

„Das ist ja wie Zauberei!" rief William. „Es ist niemand in das Comptoir gekommen, nicht einmal Mr. Lynn oder Cyrill Dare."

„Cyrill Dare war bei mir", sagte der Quäker. „Es grenzt in der That an das Wunderbare."

Dies war auch in der That der Fall und man konnte zu keinem Schlusse kommen. Ebenso wenig ließ sich noch an diesem Abend etwas thun.

Es war spät, als William nach Hause kam — ein Viertel auf elf. Frank saß am Feuer und wartete auf ihn. Gar war zu Bett gegangen, weil er müde war, Mistreß Halliburton, weil sie Kopfweh hatte, und Hannah Dobbs, weil es nichts mehr zu thun gab.

„Wie spät Du kommst!" lautete Frank's Gruß. „Gerade während ich mit Dir zu sprechen wünsche."

„Wohl über das alte Thema", sagte William lächelnd; „Oxford oder Cambridge."

„Du willst mir nur immer einen Dämpfer aufsetzen, William, aber ich gebe das nicht zu", entgegnete Frank heiter. „Höre mich einmal an, William. Ich bin nun bald erwachsen und der Gedanke, länger auf Unkosten meiner Mutter zu leben, ist mir unerträglich. Ich in meinem Alter sollte sie schon unterstützen. Ich bin jetzt der Universität nicht näher, als ich vor Jahren war, und wenn ich gar nicht hinkommen kann, so ist all mein Lernen umsonst gewesen."

„Nein, nicht umsonst", sagte William.

„Aber doch für meine Pläne. Entweder muß ich Jurist werden oder nichts — aut Caesar, aut nihil. Ich will auf die Universität und ich sehe keine andere Möglichkeit, als wenn ich dort famulire. Ich kümmere mich nicht um den Spott derer, welche auf einer goldenen Straße dahin gelangen. Lacon geht zu Ostern nach Oxford und Parr nach Cambridge."

„Die sind auch die Söhne reicher Väter."

„Ich beneide sie nicht. Wir haben den Mißlichkeiten unserer Stellung nicht so lange Trotz geboten und dieselben soviel als möglich zu überwinden gesucht, daß ich nun anfangen sollte, Andere zu beneiden. Wall's Neffe geht zu Ostern auch ab."

„Wirklich?" rief William. „Ich dachte, er würde es nicht möglich machen können."

„In gewisser Beziehung kann er es auch nicht möglich machen. Sein Vater hat eine zu zahlreiche Familie zu ernähren und Aussicht auf das Stipendium hat er auch nicht. Dieses ist schon anderweit versprochen. Die Stipendien werden hier nicht so verliehen, wie es dem Recht und der Billigkeit angemessen wäre."

„Du meinst, es geht nicht nach dem Verdienst, Frank?"

„Allerdings meinte ich das."

„Und Du meinst ferner, Frank Halliburton sollte es eigentlich bekommen?"

„Na, jedenfalls hat er es nicht bekommen, ebenso wenig als Wall. Deshalb haben wir uns beide entschlossen, als Famuli nach Oxford zu gehen."

„Das ist recht! Ich wünsche Euch beiden Glück."

Frank versank in Nachdenken.

Der Freund, von welchem er sprach, Wall, war Neffe des Unterlehrers an der lateinischen Schule.

„Natürlich habe ich niemals erwartet, den Besuch der Universität auf andere Weise ermöglichen zu können", fuhr Frank fort, indem er die Feuerzange aufhob und auf den Fingern balancirte. „Wenn auch zuweilen eine schwache Hoffnung auf das Stipendium in mir erwachte, so nährte ich dieselbe doch nicht. Es gibt Schüler in unserer Schule,

die reicher und angesehener sind als ich. Indessen, das Stipendium ist weg und damit hat die Sache ein Ende. Die Frage ist jetzt: Wenn ich auch als Famulus auf die Universität gehe, kann dann meine Mutter den geringen Aufwand bestreiten, welcher erforderlich sein würde, um mir das Bleiben zu ermöglichen?"

„Ja, ich bin überzeugt, daß sie dies kann und wird", entgegnete William.

„Es werden dann noch die Kosten für meine Kleider, für die Reise und verschiedene andere Kleinigkeiten aufzubringen sein", fuhr Frank fort. „Wall sagt, ungefähr fünfzehn Pfund jährlich würde es uns kosten. Mittag- und Abendessen haben wir frei. An Thee würde ich natürlich nicht denken und zum Frühstück genügt mir Milch und trockenes Brot. Hierzu käme noch mein Lebensunterhalt zu Hause während der Ferien — wenn ich nicht vielleicht etwas zu thun bekomme — und meine Kleider."

„Das wird sich schon beschaffen lassen. — Frank, die Feuerzange wird herunterfallen!"

„Was wir als Famuli zu thun haben werden, weiß ich ebenso wenig als Wall ganz genau", fuhr Frank, die Warnung überhörend, fort. „Wall sagt, wir müßten Kleider auskehren, die Tafeln zur Mahlzeit decken und die andern Studenten beim Essen bedienen. Das sind allerdings keine angenehmen Verrichtungen, aber mag dem sein wie ihm wolle, so steht mein Entschluß fest. Wenn ich selbst Stiefel putzen müßte, so werde ich mir dazu eins singen, und wenn ich damit fertig bin, mich meinen Studien mit um so größerem Eifer widmen."

William lächelte.

„Stiefel- oder Schuheputzen würde für Dich keine neue Beschäftigung sein.“

„Nein. Und sollte ich mich jemals versucht fühlen, meine reichern Commilitonen zu beneiden, so werde ich an unsere frühern Entbehrungen denken, an das, was unsere Mutter für uns durchzukämpfen gehabt, und das wird mich wieder Bescheidenheit lehren. Wir haben ihr alles zu verdanken und ich hoffe, wir werden ihr es einigermaßen vergelten können, ehe sie stirbt“, setzte Frank mit Wärme hinzu, während ihm die Thränen in die Augen traten.

„Darauf habe ich seit Jahren gehofft“, entgegnete William leise. „Unsere Hoffnung wird auch in Erfüllung gehen, Frank.“

„Wohlan, ich glaube wenigstens einen Schritt vor mir zu sehen“, sagte Frank. „Entsinnst Du Dich noch Papas Traum?“

William nickte blos.

„Vor kurzem noch sah ich nicht einmal diesen Schritt“, fuhr Frank fort. „Ich fing, unter uns gesagt, schon an, die Hoffnung zu verlieren, und Du weißt, daß ich diese sonst eher bewahrt habe, als Ihr andern alle.“

„Wir haben keiner von uns die Hoffnung verloren Frank. Nur die Hoffnung, zuversichtliche Hoffnung war es, welche uns in den Stand setzte, alles muthig zu ertragen. Du warst immer allzu sanguinisch.“

„Das kommt zuletzt auf eins hinaus. Der Schritt, den ich jetzt vor mir sehe, ist, als Famulus nach Oxford zu kommen. Soviel als möglich werde ich mit Wall beisammen zu bleiben versuchen, denn er ist ein guter Kerl, der

tüchtig büffelt, obschon ich weiß, daß die Natur ihm kein allzu großes Maß an Gehirn verliehen hat."

„Wenigstens nicht so viel, als Frank Halliburton besitzt!"

Frank lachte.

„Du kennst wohl Perry, den Untercanonicus?" fragte er. „Dieser hat auch als Famulus studirt. Ich werde mir von ihm sagen lassen —"

Frank schwieg plötzlich. Die Feuerzange fiel mit lautem Getöse auf die Diele nieder.

Elftes Kapitel.

Mistreß Dare's elegante Gouvernante.

„Bei uns ist ein großer Skandal los!“ meldete Cyrill Dare eines Montags Abends in seinem väterlichen Hause bei Tische.

„Weswegen denn?“ fragte Mr. Dare.

„Es ist eine Summe Geld weggekommen — wenigstens ein Werthpapier, was auf dasselbe hinausläuft.“

„Nicht ganz auf dasselbe“, bemerkte Mr. Dare; „es müßte denn schon umgesetzt sein.“

„Ich meine dasselbe in Bezug auf den Spectakel“, fuhr Cyrill fort. „Es wird ein Lärm gemacht, als ob es vierzehn Pfund Gewicht massives Gold gewesen wären. Es war eine Anweisung von Dunns, und der Herr steckte sie in sein Pult oder sagte wenigstens, er hätte sie hineingesteckt. Als er wieder darnach sah, war das Papier weg.“

„Wer hat es denn weggenommen?“ fragte Mr. Dare.

„Ja, wer weiß es? Das möchten wir eben selbst erfahren.“

Wieviel betrug denn die Summe?“

„Vierzehn Pfund. Eine Bagatelle! Ashley setzt sich aufs große Pferd und sagt, er ärgere sich nicht sowohl über den Betrag, als vielmehr über den Umstand, daß es einen Unehrlichen in unserer Nähe geben müsse.“

„Sprich nicht so wegwerfend vom Geld“, entgegnete Mr. Dare in verweisendem Tone. „Vierzehn Pfund sind nicht so schnell verdient, daß der Verlust etwas Angenehmes wäre.“

„O, ich spreche von Geld durchaus nicht wegwerfend“, entgegnete Cyrill in malitiösem Tone. „Du hältst mich viel zu kurz, Papa, als daß ich nicht den vollen Werth des Geldes einsehen sollte. Für Mr. Ashley aber können vierzehn Pfund kein großer Verlust sein.“

„Wenn ich Dich kurz halte, so hast Du mich durch Deine schlechte Wirthschaft dazu gezwungen — Du wie Ihr Andern alle“, entgegnete Mr. Dare in kurzem, nachdrücklichem Tone.

Es trat eine unangenehme Pause ein. Wenn ein Familienvater andeutet, daß seine Mittel schwach zu werden beginnen, so ist dies durchaus keine willkommene Meldung. Die jungen Dares hatten dieselbe in der letzten Zeit oft hören müssen.

Adelaide brach das Schweigen zuerst wieder.

„Wie ist das Papier denn weggekommen?“

„Es war ein Papier, auf welches einer von Dunns Leuten am Sonnabend Abend klingende Münze erhob, und der Herr legte es im Comptoir in sein offenes Pult“, erklärte Cyrill. „Er ging in Mr. Lynn's Zimmer, um bei dem Packen eines Collo zugegen zu sein, und war ungefähr

eine Stunde weg. Als er wieder zurückkam, war das Papier verschwunden."

„Wer war denn in dem Comptoir?"

„Keine Seele weiter als Halliburton. Dieser war während der ganzen Zeit darin."

„Und sonst war weiter niemand hineingekommen?" rief Mr. Dare.

„Kein Mensch", entgegnete Cyrill, indem er sich noch einmal Fleisch vorlegen ließ.

„Aber das sähe ja aus, als ob Halliburton das Papier genommen hätte?" rief Mr. Dare.

Cyrill zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Niemand würde wagen, so etwas in der Fabrik zu äußern", sagte er dann. „Diese scheint der Ansicht zu huldigen, daß Halliburton so wie der König nichts Unrechtes thun könne."

„Denkt das Mr. Ashley auch?"

„Mr. Ashley und alle Andern."

„Aber, Cyrill, wenn die Thatsachen so sind, wie Du sagst, so muß Halliburton der sein, der das Papier genommen hat", wendete Mr. Dare ein. „Indessen, vielleicht ist es auch blos verlegt worden."

„Man hat heute Morgen das ganze Comptoir durchsucht und jeden Winkel in dem Pulte des Herrn sozusagen umgewendet, aber nichts gefunden. Halliburton scheint sich ebenso sehr als die Andern zu wundern, wo das Papier hin sein könne, aber nicht im mindesten zu glauben, daß der Verdacht auf ihn fallen müsse."

„Natürlich hat Mr. Ashley die Absicht, die Sache amtlich untersuchen zu lassen, nicht wahr?" sagte Mr. Dare.

„Davon hat er noch nichts gesagt", entgegnete Cyrill. „Er ließ die beiden Packer heute Morgen einen nach dem andern zu sich kommen und fragte sie, ob sie am Samstag Abend jemand durch ihr Zimmer in das Comptoir hätten gehen sehen. Auch mich fragte er, wir hatten aber alle nichts der Art gesehen."

„Wo warst Du denn während dieser Zeit, Cyrill?" fragte Mr. Dare begierig.

Uns, die wir in den Vorgang eingeweiht sind, erscheint diese Frage vielleicht als eine verfängliche. Dennoch aber sollte es keine solche sein. Mr. Dare würde wahrscheinlich eher die ganze Fabrik in Verdacht gehabt haben, als seinen Sohn. Der Gedanke, welcher ihm wirklich einkam, war der, daß, wenn sein Sohn zufällig den Dieb, möchte dieser gewesen sein, wer er wollte, sich hätte in das Comptoir schleichen sehen, sodaß er durch ihn entdeckt worden wäre, dies Cyrill in Mr. Ashley's Augen höher gestellt haben würde. Und sich in Mr. Ashley's Gunst festzusetzen, dies betrachtete Mr. Dare als Cyrill's Hauptaufgabe.

„Ich war gar nicht zugegen, als es geschah", antwortete Cyrill. „Ich mußte dem alten Lynn am Sonnabend die Leute auszahlen helfen. Während das Papier verschwand, lag ich der angenehmen und unterhaltenden Beschäftigung des Zählens von Kupfermünzen ob."

„Ist vielleicht einer der Packer in das Comptoir gekommen?"

„Unmöglich. Diese standen während der ganzen Zeit unter Mr. Ashley's unmittelbarer Aufsicht."

„Aber, Cyrill", unterbrach Mistreß Dare, sich ebenfalls

in das Gespräch mischend, „ist es auch gewiß, daß nicht der Leisetreter von Quäker das Papier gestohlen hat?“

Cyrill brach in ein lautes Gelächter aus.

„Das ist kein Leisetreter“, rief er, „wenigstens in der Fabrik nicht, denn da ist er ein strenger Zuchtmeister, das kann ich Dir versichern, Mama.“

„Wird Mr. Ashley heute Abend in der Fabrik sein, Cyrill?“ fragte Mr. Dare.

„Ebenso gut könntest Du mich fragen, ob der Mond scheinen wird“, antwortete Cyrill. „Mr. Ashley kommt zuweilen des Abends, wir wissen aber niemals im voraus, ob er kommen wird oder nicht.“

„Ich glaubte, er wünschte vielleicht juristischen Beistand in dieser Sache“, bemerkte Mr. Dare, welcher selten verfehlte, das Geschäft ins Auge zu fassen.

Der Leser entsinnt sich vielleicht noch der Gesellschaft, welche früher, vor einigen Jahren, an Mr. Dare's Tafel saß — an dem Tage, wo Herbert sich einbildete, er habe Grund, sich über den Mangel an guter Kost zu beschweren.

Zwei Mitglieder der damaligen Tischgesellschaft fehlten jetzt — Julie Dare und Miß Benyon. Julie hatte geheirathet und mit ihrem Gatten England verlassen und Miß Benyon war verabschiedet und durch eine elegantere Gouvernante ersetzt worden.

Diese elegante Gouvernante saß jetzt mit am Tische. Sie hieß Mademoiselle Varsini. Man darf sie nicht für eine Französin halten, denn sie war eine Italienerin. Sie war aber sehr lange in Frankreich gewesen und redete die Sprache dieses Landes wie eine Eingeborene, ja, diese Sprache war ihr jetzt geläufiger als die Sprache ihrer

Kindheit, und Französisch war auch die Sprache, in der sie mit ihren Schülerinnen Rosa und Minny Dare zu conversiren hatte. Englisch sprach sie ebenfalls fließend, aber mit einem fremdartigen Accent.

Ihre äußere Erscheinung war eine eigenthümliche. Ihre Gesichtsfarbe war gelblich und ihre Augen hellblau. Es geschieht nicht oft, daß man blaue Augen in einem Gesicht von dunkler Farbe sieht. Seltsame Augen waren es, Augen, welche schimmerten, als ob sie von Glas wären, die mit einem Wort zuweilen ein hartes, sozusagen glasirtes Ansehen hatten. Ihr tiefschwarzes Haar war von dem Gesicht zurückgestrichen und hing in unzähligen Locken von der Hinterseite des Kopfes herab. Es war glatt, schön und seidenweich. Ihre Lippen waren schmal und festgeschlossen, was auf Festigkeit des Charakters schließen ließ. Dabei war sie groß, in ihren Formen üppig entwickelt und ihre Gestalt unbedingt eine schöne zu nennen.

Sie trug ein dicht anschließendes Kleid von weichem, dunklem Stoff, mit schmalen, gestickten Manschetten und Kragen.

Wie alt war sie eigentlich? Sie sagte fünfundzwanzig, aber man konnte sie sowohl für älter als auch für jünger halten. Es ist stets schwierig, das Alter einer Italienerin mit Gewißheit zu errathen. In der Regel sehen sie viel älter aus als die Engländerinnen, und wenn sie wirklich zu altern anfangen, so geht dies sehr rasch.

Mr. Dare war mit dem Engagement dieser ausländischen Gouvernante niemals einverstanden gewesen. Mistreß Dare hatte durch eine Annonce in einem öffentlichen Blatte

von ihr Kenntniß erhalten und darauf bestanden, sie zu engagiren, trotzdem daß die Zeugnisse, die sie vorlegte, französisch geschrieben waren und Mistreß Dare von zehn Worten dieser Sprache kaum eins verstand.

Die Bedenklichkeiten, welche ihr Gatte gegen das Engagement der jungen Dame hatte, waren ausschließlich pecuniäre. Das Salair, welches sie verlangte, betrug fünfzig Pfund jährlich, gerade noch einmal soviel, als Miß Benyon bekommen hatte, und er hatte jetzt ohnehin schon mit schweren Ausgaben zu kämpfen.

„Was brauchen unsere Mädchen eine elegante ausländische Gouvernante?“ fragte er.

Aber alle seine Einwendungen fruchteten nichts. Die Dame ward engagirt und kam in Helstonleigh an. Mr. Dare erklärte sofort und auch noch bis auf die gegenwärtige Stunde, er könne nicht aus ihr klug werden. Er bildete sich nämlich ein, ein großer Menschenkenner zu sein und in den Gesichtern lesen zu können.

„Ist denn ein Versuch gemacht worden, das Werthpapier in baares Geld umzusetzen?“ hob Mr. Dare zu Cyrill gewendet wieder an.

„Davon hat Ashley nichts gesagt“, antwortete Cyrill. „Das Papier kam am Sonnabend Abend weg, als die Bank schon geschlossen war. Ganz gewiß wird er daher die Bank noch vor Montag Morgen unterrichtet haben. Der Verlust trifft blos Ashley; Dunns haben natürlich nichts damit zu thun.“

„Es würde nicht schwer halten, das Papier in der Stadt zu verwechseln“, bemerkte Anthony Dare. „Jeder

würde sofort ein Papier von Dunns nehmen — es ist so gut wie eine Banknote."

Cyrill zuckte die Achseln.

„Dennoch aber glaube ich", sagte er, „daß das Bürschchen wohlthun wird, sich nicht dabei erwischen zu lassen."

„Welche Strafe steht in England auf einem solchen Verbrechen?" fragte die Gouvernante.

„Der Thäter würde auf längere oder kürzere Zeit nach einer Strafcolonie deportirt werden", entgegnete Mr. Dare.

„Was gleichbedeutend mit Galeerenstrafe ist, Mademoiselle", bemerkte Herbert.

„Ah ça!" antwortete Mademoiselle.

Da man sie in diesem Hause Mademoiselle nannte, so müssen wir es ebenso machen. Als sie ankam, hatte man sich vielfach hin und her gestritten, wie man sie nennen solle. Miß Varsini klang nicht großartig genug, Signora Varsini hielt man nicht für hinreichend vertraulich zum täglichen Gebrauche und überdies herrschte auch einige Ungewißheit über die streng richtige Aussprache des Wortes Signora. Deshalb entschied man sich für Mademoiselle. Der Gouvernante selbst schien es ganz einerlei zu sein. Sie habe sich schon, sagte sie, in Frankreich daran gewöhnt, Mademoiselle genannt zu werden.

Mr. Dare beeilte sich, mit seiner Mahlzeit und seinem Wein fertig zu werden, und erhob sich dann. Er beabsichtigte Mr. Ashley aufzusuchen. Er hoffte in Bezug auf die Untersuchung des Verlustes, von welchem Cyrill gesprochen, in seiner Eigenschaft als Anwalt etwas zu thun zu bekommen. Er war gerade nicht habgierig und galt auch im Geschäftsleben nicht für einen Mann, der seine

Ansprüche übertreibe, dennoch aber nöthigten ihn jetzt die Umstände, dies zu thun. Seine Ausgaben waren ungeheuer — dafür sorgten schon seine Söhne — und er wußte zuweilen nicht, wo er alles nöthige Geld hernehmen sollte. Anthony saugte ihn aus — es war dies Mr. Dare's eigener Ausdruck; Herbert saugte ihn aus, Cyrill wünschte dasselbe zu thun und Georg gab bereits zu ähnlichen Befürchtungen Anlaß. Geringfügige juristische Aufträge, welche er vor Jahren fast verschmäht haben würde, suchte er jetzt begierig auf. Er mußte arbeiten, um zu leben.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß seine Praxis eine schlechte gewesen wäre; dieselbe war vielmehr eine sehr gute, aber mochte er es machen, wie er wollte, so langte der Ertrag immer nicht zur Bestreitung aller Ausgaben zu.

Jetzt lenkte Mr. Dare seine Schritte nach der Fabrik. Wäre Mr. Ashley nicht hier gewesen, so wäre Mr. Dare weiter nach der Wohnung des Fabrikanten gegangen. Mr. Ashley war aber da. Sie schlossen sich mit einander in das Privatzimmer ein und Mr. Ashley theilte ihm die einzelnen Umstände des Falles noch ausführlicher mit, als es von Cyrill geschehen war.

„Es läßt sich blos eine Meinung bilden“, bemerkte Mr. Dare. „Der Dieb ist niemand weiter gewesen als der junge Halliburton. Von selbst hat das Papier nicht verschwinden können, und außer dem jungen Halliburton scheint niemand in die Nähe des Pultes gekommen zu sein.“

Indem Mr. Dare in dieser Weise den Verdacht auf William zu wälzen suchte, ward er von keinem versteckten Beweggrund geleitet. Er zog seine Schlüsse aus den Umständen, die ihm erzählt worden, und sprach in Ueberein-

stimmung mit diesen Schlüssen. Der Groll, den er einmal gegen die Halliburtons gehegt, weil sie sich in Helstonleigh niedergelassen — obschon von diesem Groll mehr seine Gattin als er selbst beseelt gewesen — war schon längst in den Hintergrund getreten. Die Halliburtons kamen ihm nicht in den Weg und er ebenso wenig ihnen; sie machten die Verwandtschaft nicht geltend; sie hatten, soweit er wußte, gegen niemand etwas davon geäußert, und er für seine Person hatte daher gegen ihren fernern Aufenthalt in Helstonleigh durchaus nichts einzuwenden. Die Gerechtigkeit verlangt überhaupt, zu erwähnen, daß er gegen seine Mitmenschen von den besten Gesinnungen beseelt war, dafern nicht das eigene Interesse ihn davon zurückhielt.

Cyrill machte es sich zu Hause oft zum Vergnügen, auf William Halliburton zu schimpfen und ihn herabzusetzen. Wenn sie beisammen waren, so vertrugen sie sich so ziemlich, Cyrill aber konnte seinen geheimen Widerwillen einmal nicht überwinden, und hierzu gesellte sich jetzt auch noch Eifersucht und Neid, denn William fand bei Mr. Ashley größere Gunst als er.

Cyrill machte seinem Aerger zu Hause Luft und William ward dabei nicht geschont; Mr. Dare aber wußte schon, was er von den Vorurtheilen seines Sohnes zu halten hatte.

„Es muß Halliburton gewesen sein“, wiederholte Mr. Dare.

„Nein“, entgegnete Mr. Ashley. „Es gibt unter allen denen, welche am Sonnabend Abend in meiner Fabrik waren, vier Personen, für welche ich ebenso zuversichtlich bürge wie für mich selbst. James Meeking und Georg

Dance sind zwei. Ich halte sie beide für so ehrlich wie das Licht des Tages, und wenn es noch einer weitern Bestätigung, daß sie die That nicht verübt haben können, bedarf, so will ich erwähnen, daß beide während der möglichen Zeit des Diebstahls unter meinen Augen beschäftigt waren. Die andern beiden sind Samuel Lynn und William Halliburton. Samuel Lynn ist über allen Verdacht erhaben und William habe ich heranwachsen sehen und stets aufrichtig, offen, treu und ehrenhaft gefunden."

„Das glaube ich gern", stimmte Mr. Dare bei. „Ich gestehe sogar, daß der junge Mann mir selbst gefällt. Er hat etwas Freimüthiges, was man so selten antrifft. Natürlich werden Sie die Sache amtlich untersuchen lassen, nicht wahr? Ich komme eben, um Ihnen meine Dienste in dieser Sache anzubieten."

„Sie sind sehr freundlich", antwortete Mr. Ashley. „Ehe ich jedoch etwas Weiteres in der Sache unternehme, muß ich erst die bestimmte Ueberzeugung haben, daß das Verschwinden des Papieres nicht durch mich selbst herbeigeführt worden ist. Ich —"

„Durch Sie selbst?" unterbrach ihn Mr. Dare überrascht.

„Ich glaube allerdings nicht, daß es der Fall gewesen ist, aber es wäre doch möglich. Ich entsinne mich, daß ich, nachdem ich die Anweisung empfangen, einige Papiere zerriß und die Stücken, wie ich glaube, in den Papierkorb warf. Dennoch aber könnte ich nicht beschwören, daß ich sie nicht anstatt in den Papierkorb in das Feuer geworfen, als ich an demselben vorüberging, um mich in Mr. Lynn's

Zimmer zu begeben, wo ich die Facturen mit der Waarensendung zu vergleichen hatte."

„Aber eine Anweisung würden Sie doch nicht zerreißen?" rief Mr. Dare.

„Absichtlich allerdings nicht. Wenn ich es aus Unvorsichtigkeit gethan habe, so kann ich weiter nichts sagen, als daß ich eben unvorsichtig gewesen bin. Nein, während der nächsten Tage werde ich in dieser Angelegenheit noch nichts Weiteres unternehmen."

„Aber weshalb wollen Sie warten?" fragte Mr. Dare.

„Wenn die Anweisung gestohlen worden ist, so ist sie wahrscheinlich auch noch denselben Abend irgendwo in der Stadt umgesetzt worden, und dies wird bald bekannt werden. Ich werde daher noch warten."

Mr. Dare sah, daß es nicht möglich war, Mr. Ashley zu einer juristischen Begriffen mehr entsprechenden Auffassung der Sache zu bewegen. Er verließ daher die Fabrik und begab sich stracks auf die Polizei, um sich hier mit dem Sergeanten Delves zu besprechen, einem in der Stadt bekannten und beliebten Offizianten, mit welchem er schon früher mehrmals zu thun gehabt. Er trug ihm den Fall vor und ersuchte ihn, seinen Spürsinn in Thätigkeit zu setzen.

„Natürlich nur unter der Hand, verstehen Sie", sagte er, indem er dem Offizianten, den er bei der Schulter hielt, bedeutsam zublinzelte. „Es läßt sich nach meiner Meinung nicht bezweifeln, daß das Papier noch denselben Abend umgesetzt worden ist — wahrscheinlich in einem Wirthshause. Gehen Sie daher in aller Stille ans Werk und theilen Sie

alles, was Sie vielleicht erkundschaften, zunächst mir, nicht Mr. Ashley, mit."

„Ich verstehe schon", entgegnete der Polizeioffiziant, ein stattlicher Mann mit wattirter Brust und rothem Gesicht, der in seiner Uniform fortwährend aussah, als ob er ersticken wollte. „Ich will der Sache schon nachspüren."

Und er that es, und zwar auf wirksame Weise und mit Erfolg.

Zwölftes Kapitel.

Eine italienische Lection.

Der Abend in Mr. Dare's Hause ist aber noch nicht vorüber.

Das Diner war vorbei. Anthony Dare verließ das Haus bald nach seinem Vater. Mistreß Dare setzte sich an das Feuer, um ihr Schläfchen zu machen, und die jungen Damen, außer Adelaide, begaben sich in den Salon.

Adelaide war jetzt magerer als früher und es lag in ihrem Gesicht ein unstäter Ausdruck, welcher Kummer oder getäuschte Erwartung verrieth. Sie blieb auf ihrem Stuhl beim Dessert sitzen, umgab sich für den Fall, daß ihre Mutter die Augen öffnete, mit einem großen Zeitungsblatt als Schutzmauer, zog einen Brief aus der Tasche und legte ihn geöffnet auf den Tisch.

Lord Hawkesley hatte sich bis jetzt noch nicht erboten, sie zur Lady Hawkesley zu machen, dennoch aber hatte er seine Besuche in ihrem Hause nicht aufgegeben, ebenso wenig als Adelaide ihre Hoffnungen. Es war einer seiner Briefe, über welchem sie jetzt wieder zu brüten begann.

Vor zwei oder drei Jahren hätte sie sich sehr gut verheirathen können. Ein Geistlicher hatte sehr gewünscht, sie die Seine zu nennen. Adelaide wies seinen Antrag zurück. Wahrscheinlich hatte sie ihre besondern Gründe, an Lord Hawkesley's Aufrichtigkeit zu glauben. Sie war nicht die Erste, welche die Wirklichkeit wegwarf, um nach dem Schein zu haschen.

Mademoiselle Varsini war, als sie vom Diner aufstand, in das Schulzimmer hinaufgegangen. Hier schürte sie das Feuer im Kamin zu heller Flamme an, setzte sich auf einen Stuhl und senkte den Kopf, um, wie es schien, zu horchen.

Sie horchte nicht vergebens. Es dauerte nicht lange, so hörte man verstohlene Tritte die Treppe heraufkommen, ein dunkelrother Streifen legte sich über die olivenbraune Wange der Italienerin und sie drückte die Hand auf den Busen, wie um das Pochen desselben zu beschwichtigen.

„Que je suis bête!“ murmelte sie.

Französisch war ihr weit geläufiger als ihre eigentliche Muttersprache.

Die Tritte waren, wie sich ergab, die Herbert's. Dieser war jetzt ein langer, schöner junger Mann und hübscher als Anthony. Man hätte ihn fast geradezu schön nennen können, wenn seine Züge nicht durch einen allzufreien Ausdruck beeinträchtigt worden wären — einen Ausdruck, welcher auch das Gesicht seines Vaters in dessen jüngern Jahren charakterisirt hatte.

Er kam, um der Gouvernante einen Besuch abzustatten. Er machte ihr sehr viele Besuche. Vielleicht hielt er es für einen Beweis von Höflichkeit, dies zu thun. Manche Her-

ren sind höflich und manche sind das Gegentheil. Manche benutzen jede Gelegenheit, ihren Geist zu bilden, und manchen ist wiederum hieran gar nichts gelegen. Herbert Dare gehörte zu der erstern Klasse, denn Durst nach der Kenntniß fremder Sprachen muß unzweifelhaft als ein Wunsch nach geistiger Ausbildung betrachtet werden.

Minny Dare war zufällig eines Abends dazu gekommen, als ihr Bruder eben auf Besuch bei Mademoiselle war und hatte — allerdings in sehr vorlauter, unbefugter Weise — gefragt, was er hier mache.

„Ich nehme eine italienische Lection", antwortete Herbert und ersuchte dann seine Schwester, ihm nicht weiter dabei lästig zu fallen.

Minny zog ein schiefes Gesicht, als sie die zwischen Herbert und Mademoiselle, die einander gegenüber an einem Tische saßen, aufgeschlagen liegenden italienischen Bücher sah, und ergriff sofort die Flucht, damit die Gouvernante sie nicht etwa nöthigte, an dem Unterricht theilzunehmen. Sie fand an italienischen Lectionen bei weitem nicht so viel Geschmack, als Herbert daran zu finden schien.

Er trat leise ein, und das Erste, was er that, war — die Thür zu verschließen. Vielleicht war dies als eine stumme Zurechtweisung für Miß Minny zu betrachten; wenn dies der Fall war, so war es schade, daß sie nicht da war, um sich diese Lehre zu Herzen zu nehmen.

„Hat man in dem Salon nach mir gefragt?" begann die Gouvernante.

„Nein, durchaus nicht", entgegnete Herbert. „Sie sind alle zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt."

„Warum kamen Sie Sonnabend Abend nicht, Herbert?“ fragte Mademoiselle.

„Sonnabend Abend? — Ah, jetzt fällt mir ein — ich hatte versprochen, wohin zu kommen.“

„Dann hätten Sie mir es erst sagen können“, antwortete sie in verletztem Tone. „Ein einziges kurzes Wort hätte genügt. Ich ging hier herauf und wartete und wartete. Nach dem Thee ging ich abermals herauf und wartete wieder. Ah, quelle patience!“

„Sie warteten, um mir eine italienische Lection zu geben?“

Herbert Dare sagte dies lachend und im Tone des Spottes. Die Italienerin schien durchaus nicht zum Lachen aufgelegt zu sein. Sie stand neben dem Feuer und der Schein desselben — es war das einzige Licht im Zimmer — flackerte auf ihren festgeschlossenen Lippen. Dieselben waren heute Abend fester geschlossen als je.

„Nun, warum so mürrisch, Bianca?“ fuhr Herbert immer noch lachend fort. „Sie sind so streng, als ob ich Ihnen eine Guinee für die Lection bezahlte und es bei uns hieße: keine Lection, keine Bezahlung. Wenn —“

„Schweigen Sie!“ unterbrach ihn Mademoiselle zornig, und es war auch allerdings von Herbert als Schüler durchaus nicht ehrerbietig, seine Lehrerin bei ihrem Taufnamen zu nennen — wenn es nämlich dies war, was sie erzürnte. „Ich werde der ganzen Sache allmälig überdrüssig“, setzte sie hinzu.

„Sie werden meiner überdrüssig! Ich versichere Ihnen aber, Sie könnten einen weit weniger guten Schüler haben und —“

„Wollen Sie schweigen oder nicht?“ rief sie mit dem Fuße stampfend. „Ich bin heute Abend durchaus nicht zu Narrheiten aufgelegt. Sie sollen nicht wieder sagen, daß Sie kommen, wenn Sie dann nicht kommen, wie Sie am Sonnabend gethan haben.“

„Ich hatte versprochen, wohin zu kommen, und ging unmittelbar nach Tische hin, um mein Wort zu halten“, antwortete Herbert, der nun allmälig ebenfalls ernst ward. „Auf Wort und Ehre, ich konnte nichts dafür, Bianca! Es handelte sich um eine Geschäftsangelegenheit. Ich hatte nicht Zeit, erst hierher zu kommen, ehe ich fortging.“

„Dann hätten Sie aber kommen können, als Sie wieder zurückkamen“, sagte sie.

„Kaum“, entgegnete er. „Es war schon zwei Uhr Morgens, als ich nach Hause kam.“

Bianca Varsini hob ihre seltsamen Augen zu den seinen empor.

„Wie können Sie mir dies sagen?“ fragte sie, während ihre Stimme einen klagenden Ausdruck annahm. „Ich weiß, daß Sie unmittelbar nach Tische fortgingen — ich sah Ihnen nach und ich sah Sie auch, als Sie zum zweiten Mal ausgingen. Es war nach zehn Uhr. Ich sah Sie mit meinen eignen Augen.“

„Sie müssen wirklich gute Augen haben, Bianca. Ich ging unmittelbar nach Tische aus —“

„Davon spreche ich nicht“, unterbrach sie ihn heftig. „Sie hätten zu mir kommen können, ehe Sie das zweite Mal ausgingen.“

„Aber dann weiß ich wirklich nicht, was Sie meinen“, sagte Herbert, indem er die Italienerin verwundert ansah.

„Ich kam erst zwei Uhr Morgens nach Hause. Es hatte schon zwei geschlagen.“

„Aber ich sah Sie“, behauptete sie hartnäckig. „Es war Mondschein und ich sah Sie zu der Glasthür des Speisezimmers herauskommen, über den Rasenplatz hinweg und zum Gitterthor hinausgehen. Ich stand an diesem Fenster und sah Ihnen nach. Es war schon längst zehn Uhr vorüber.“

„Bianca, Sie müssen geträumt haben. Ich bin um diese Zeit dem Hause nicht zu nahe gekommen.“

Wieder stampfte sie mit dem Fuße.

„Warum wollen Sie mich belügen? Würde ich wohl sagen, ich hätte Sie gesehen, wenn es nicht wahr wäre?“

Herbert hatte schon früher einmal Bianca Barsini in leidenschaftlicher Aufwallung gesehen. Er wünschte durchaus nicht, sie wieder so zu sehen. Als er sagte, er sei von der Zeit an, wo er das Haus unmittelbar nach Tische verlassen, bis um zwei Uhr Morgens dem Hause nicht wieder zu nahe gekommen, sprach er die strenge Wahrheit. Wo die Italienerin hinauswollte, konnte er sich nicht denken, doch hielt er es für gerathen, den Gegenstand nicht weiter zu verfolgen.

„Sie sind eine kleine Närrin, Bianca, wie Sie sich oft selbst nennen“, sagte er, indem er scherzend ihre beiden Hände ergriff. „Sie ereifern sich ohne allen Grund. Ich würde mir dieses Ungestüm abzugewöhnen suchen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre.“

„Meine Mutter war auch so“, antwortete sie, indem sie ihre Hände zurückzog und schlaff an sich herabhängen



ließ. „Wissen Sie, was sie einmal that? Sie spuckte dem Erzbischof von Paris ins Gesicht!"

„Und sie war eine Dame von Bildung!" rief Herbert ironisch. „Wie kam das?"

„Er hatte sie beleidigt. Er ging bei der Frohnleichnamsprocession an ihr vorüber und sagte etwas Verletzendes für sie und sie gerieth darüber in Wuth und spie ihn an. Sie war noch weit schlimmerer Dinge fähig. Für die, welche gut und freundlich gegen sie waren, hätte sie sterben können; wer sie aber beleidigte — je lui en fais mes compliments!"

„Aber, Mademoiselle, wer war denn Ihre Mutter?"

„Gleichviel. Sie war Schauspielerin und bei Euch Engländern würde sie nicht hochgeachtet worden sein. Gegen mich aber war sie gut und sie wünschte etwas aus mir zu machen, was sie nicht war. Als ich zwölf Jahre alt war, brachte sie mich in ein Kloster — place maudite!"

Herbert lachte. Er verstand vom Französischen genug, um zu wissen, was dieser Ausdruck bedeutete.

„Ja, dieser Ort war für mich in der That ein verwünschter! Ich durfte nicht tanzen, ich durfte nicht singen; ich durfte auch nicht das Einfachste von der Welt so thun, wie es mir beliebte. Des Morgens mußte ich frühzeitig auf, um mein Gebet zu verrichten, dann den ganzen Tag über meinen Lectionen sitzen und dann wieder zum Gebet. Ich betete auch wirklich. Ich betete zur heiligen Jungfrau, mich aus diesem Orte zu erlösen. Ich betete, daß mir fast das Herz brach, aber sie erhörte mich nicht. So hatte ich ein Jahr zugebracht — denken Sie sich, ein Jahr! — als meine Mutter mich besuchte. Sie war wieder in Italien

gewesen. ‚Nimm mich mit, ehe ich sterbe‘, sagte ich zu ihr. ‚Nein, Bianca mia‘, antwortete sie, ‚ich lasse Dich hier, damit Du nicht sterbest, damit Dein Leben glücklicher werde, als das meinige ist, denn das meinige ist Kummer und Elend. Wenn Du die nöthigen Kenntnisse erlangt hast und alt genug dazu sein wirst, sollst Du Erzieherin in einer vornehmen Familie werden. Du wirst dann mit hochgestellten Männern bekannt werden und kannst vielleicht durch eine vornehme Heirath Dein Glück machen. Obschon Du kein Vermögen hast, so besitzest Du dann doch Kenntnisse und Bildung, und Deine anmuthigen Manieren, in Verbindung mit Deiner Schönheit, werden das Uebrige thun.‘ — Finden Sie mich wirklich schön, Herbert?“ setzte sie hinzu.

„Nicht schön, sondern bezaubernd!“ antwortete Herbert. „Habe ich Ihnen das nicht schon mehr als tausendmal gesagt?“

Sie warf einen verstohlenen Blick in den kleinen, altmodischen, ovalen Spiegel, der über dem Kaminsims hing und fuhr dann fort:

„Meine Mutter nahm mich nicht aus dem Kloster mit fort. Obschon ich mich vor ihr auf die Steinplatten des Sprechzimmers warf, obschon ich weinte und jammerte, so ließ sie sich doch nicht erbitten. ‚Es ist zu Deinem eigenen Besten, Bianca mia‘, sagte sie. Und so blieb ich noch sieben Jahre. Sieben Jahre! Denken Sie sich!“

„Aber Sie gewöhnten sich wohl allmälig an das Klosterleben?“ fragte Herbert.

„Mit der Zeit gewöhnen wir uns selbst an das Schlimmste“, antwortete sie, indem sie mit ihren seltsamen

Augen träumerisch in das Feuer schaute. „Ich unterdrückte anfangs meine Verzweiflung und trachtete nach einer Gelegenheit, die Flucht zu ergreifen. Wir wurden ebenso streng gehalten wie die Nonnen in ihren Zellen und vergitterten Zimmern; eher aber hätte ich das ganze Haus in Brand gesteckt, als nicht meinen Willen durchgesetzt."

„Aber, Mademoiselle, Sie führen ja ganz entsetzliche Reden!" rief Herbert lachend.

„Glauben Sie, ich hätte es nicht gethan?" antwortete sie, während ein wilder Blick aus ihrem Auge zuckte. „Ich mußte aber eine gute Gelegenheit zur Flucht abwarten, und während ich wartete, kam die Nachricht, daß meine Mutter gestorben sei. Sie hatte sich eines Abends in ihrer leichten Kleidung auf der Bühne erkältet und die Folge davon war eine Halsentzündung, an welcher sie sterben mußte. Und somit war es mit meinen Fluchtplänen aus. Da meine Mutter nicht mehr war, so hatte ich keinen Ort, an welchen ich hätte fliehen können. Auf diese Weise blieb ich sieben Jahre in dieser Hölle."

„Ihre Worte sind für das Kloster eben nicht schmeichelhaft, Bianca. Einmal nennen Sie es einen verwünschten Ort, das andere Mal eine Hölle."

„Und dies ist es auch!" entgegnete die Italienerin. „Mais n'importe, c'est fini pour moi. Ich mußte meinem Herzen Schweigen gebieten und ausharren. Ach, jetzt begreife ich selbst nicht mehr, wie mir dies möglich war. Sieben Jahre!"

„Aber wer bezahlte für Sie während dieser ganzen Zeit?" fragte Herbert.

„Meine Mutter war nicht arm. Sie hinterließ mehr, als für diesen Zweck nöthig war. Auf ihrem Sterbebette beauftragte sie einen Priester und übergab ihm das Geld. Das Kloster erzog mich und kleidete mich und machte mich hart. Die kalten Klosterregeln bezähmten mein rebellisches Herz, verhärteten es aber auch zugleich. Ohne dieses Kloster wäre ich nicht so hart geworden."

„Wie, sind Sie denn wirklich hart?" bemerkte Herbert.

„Ich kann es wenigstens sein", entgegnete Mademoiselle Varsini. „Ich rathe einem Jeden, mich nicht zu reizen oder zu beleidigen!"

„Und wie kamen Sie endlich noch aus dem Kloster heraus?"

„Als ich neunzehn Jahre alt war, verschaffte man mir ein Unterkommen in einem Hause, wo ich in Musik und meiner Muttersprache, sowie im Französischen und Englischen Unterricht zu ertheilen hatte. Man lehrte in diesem Kloster sehr gut. Ich sprach damals ebenso geläufig englisch wie jetzt. Außerdem gab man mir einen Koffer voll Kleidungsstücke und vier Fünffrankstücke mit dem Bedeuten, daß dies der letzte Rest von der Hinterlassenschaft meiner Mutter sei. Was fragte ich darnach? Hätte man mich auch ohne alle Mittel in die Welt hinausgestoßen, so wäre ich doch mit Freuden gegangen. In dieser ersten Stellung blieb ich zwei Jahre. Sie war leicht und angenehm und ich ward gut bezahlt."

„War die Familie eine französische?"

„Ja wohl; in Paris, kaum eine Meile von dem Kloster entfernt. Ich hatte nur eine einzige kleine Schülerin."

„Warum verließen Sie diese Familie?"

„Man reizte mich eines Tages zur Wuth und Madame sagte, sie fürchte sich vor mir und möge mich nicht länger behalten. Ach, welche Abenteuer könnte ich Ihnen erzählen! In meiner nächsten Stellung blieb ich kaum drei Monate. Sie war mir zu langweilig und ich vertauschte sie gegen eine andere, die mir sehr gefiel, denn ich hatte in dieser völlige Freiheit. Ich würde auch darin geblieben sein, aber es kam jemand und verdrängte mich."

„Eine neue Gouvernante?"

„Nein, ein Mann — ein Ungeheuer. Er war der Bruder der Hausfrau, runzelig und gelb, und seine langen dürren Finger waren wie Krallen. Er wollte, daß ich ihn heirathete. Er sagte, er sei reich. Natürlich fiel es mir nicht ein, mich an dieses Scheusal zu verkaufen! Lieber wollte ich Gouvernante bleiben. Eines Abends waren Madame und meine beiden Schülerinnen ins Theater gegangen, als er plötzlich zu mir in mein kleines Arbeitszimmer hereintrat. Er verschloß die Thür und sagte, er werde dieselbe nicht eher öffnen, als bis ich ihm verspräche, sein Weib zu werden. Ich wies ihn entrüstet zurück, er versuchte mich bei der Hand zu ergreifen, lachte meines Zorns und sagte, ich sei gefangen."

„Warum zogen Sie aber nicht die Klingel?" unterbrach Herbert.

„Glauben Sie denn, daß es in den alten pariser Häusern überall Klingeln gibt? Ich würde das Fenster aufgerissen haben, aber er hielt es lachend zu. Rasch entschlossen fuhr ich mit der Hand durch eine Scheibe und die Glasscherben fielen klirrend auf das Pflaster des Hofes unten.

Sogleich eilten einige Diener herbei und schauten nach dem Fenster herauf. — ‚Ich kann die Thür meines Zimmers nicht öffnen', rief ich ihnen zu; ‚kommt und brecht sie auf.' Nun öffnete das Ungeheuer und die Diener brachten mir Wasser und benetzten mir damit die verwundete Hand. ‚Aber warum sind Sie mit der Hand durch das Glas gefahren, Signora? Warum haben Sie das Fenster nicht lieber geöffnet?' sagte einer. ‚Was geht das Euch an?' sagte ich. ‚Ihr habt den Schaden nicht zu ersetzen. Verbindet mir die Hand!' Sie wickelten mir dieselbe in ein Taschentuch und ich setzte meinen Hut auf, nahm meinen Mantel um und verließ das Haus. Madeleine — die Köchin, eine alte gute Seele — sah mich. ‚Wo wollen Sie noch so spät hingehen, Signora?' fragte sie. — ‚Wo soll ich weiter hingehen als zu dem Wundarzt?' antwortete ich und ging meines Weges weiter."

„Fand der Wundarzt Ihre Hand sehr beschädigt?" bemerkte Herbert.

„Ich ging nicht zu ihm. Glauben Sie, ich hätte sonderlich auf die Verwundung meiner Hand geachtet? Ich ging vielmehr durch die Rue Montmartre in einen Waffenladen und kaufte einen zweischneidigen Dolch. Er war so lang" — hierbei zeigte sie von ihrem Handgelenk bis an die Spitze des Zeigefingers — „ohne den Griff. Diesen Dolch zeigte ich am nächstfolgenden Tage meinem Verfolger. ‚Wenn Sie noch einmal in mein Zimmer kommen', sagte ich zu ihm, ‚so sollen Sie sehen!' Ich erzählte den Vorfall Madame, seiner Schwester, und sie sagte, ich müßte das Haus verlassen."

Herbert Dare sah sie an — ihr bleiches Gesicht, wel-

ches bei der Erzählung förmlich weiß geworden, ihre schimmernden stieren Augen, ihre eingekniffenen Lippen.

„Aber Sie würden nicht gewagt haben, von dem Dolch wirklichen Gebrauch zu machen“, rief er.

„Ich nicht gewagt! Sie kennen mich nicht. Wenn ich gereizt werde, dann gibt es nichts, was ich nicht wagen würde. Kleinigkeiten reizen mich nicht; Dinge, worüber Andere sich erzürnen, gehen spurlos an mir vorüber. Was kommt auf Kleinigkeiten an? sage ich. Meine Mutter sagte mir immer, ich solle den in mir schlummernden Dämon nicht wecken, sonst würde ich nicht in meinem Bett sterben.“

„Aber welcher Religion gehören Sie denn an?“ fragte Herbert halb spöttisch.

Sie nahm die Frage buchstäblich.

„Ich bin Katholikin oder Protestantin, wie es mir da oder dort am besten paßt“, antwortete sie freimüthig. „Ich bin keine Betschwester. Was könnte es nützen?“

„Ah, deshalb leiden Sie also des Sonntags allemal an heftigem Kopfweh!“ rief Herbert Dare lachend. „Sie sollten —“

Hier ward das Gespräch unterbrochen. Man hörte Rosa die Treppe heraufkommen und draußen vor der Thür stehen bleiben.

„Mademoiselle Varsini!“ rief sie.

Mademoiselle Varsini gab keine Antwort. Herbert Dare warf sein Taschentuch über den Griff des Thürschlosses, sodaß das Schlüsselloch dadurch verdeckt ward.

Rosa probirte die Thür, fand dieselbe verschlossen und ging murrend fort.

„Ich glaube, Mademoiselle schließt sich ein, um nach Tische ihr Schläfchen zu machen, wie Mama im Speisezimmer thut", sagte sie.

Man hörte, wie sie in den Salon hineinging und die Thür hinter sich zuschlug. Herbert öffnete leise die des Schulzimmers und ging hurtig seiner Schwester nach.

„Höre, Herbert", rief Rosa, als er eintrat. „Hast Du Mademoiselle gesehen?"

„Ich?" antwortete Herbert. „Glaubst Du, ich habe sie in meiner Tasche?"

„Sie schließt sich nach Tische immer in das Schulzimmer ein und ich kann mir nicht denken, was sie dort macht", entgegnete Rosa.

„Sie verrichtet vielleicht ihre Andacht", meinte Herbert.

Diese Worte schienen seine Mutter, welche sich mittlerweile genähert hatte, nicht angenehm zu berühren.

„Herbert", sagte sie in strengem Tone, „ich will nicht, daß Mademoiselle Barsini lächerlich gemacht werde. Sie ist für Rosa und Minny eine außerordentlich gute Lehrerin und wir dürfen sie nicht beleidigen, denn dann würden wir Gefahr laufen, sie zu verlieren."

„Aber ich habe ganz gewiß davon gehört, daß diese Ausländerinnen ihren Rosenkranz beten, bis der Hahn kräht", entgegnete Herbert. „Eine Protestantin, wie Mademoiselle Barsini —"

Mistreß Dare's Zornesworte wurden dadurch unterbrochen, daß Mademoiselle Barsini selbst erschien. Sie wendete sich zu Rosa und fragte:

„Was wollten Sie, als Sie vorhin an die Thür des Schulzimmers kamen?"

„Ich wünschte, daß Sie mir hier diesen Filetstich zeigten“, antwortete Rosa in unverkennbar spöttischem Tone. „Ich begreife nicht, warum Sie nicht öffnen, wenn ich anpoche, Mademoiselle.“

„Ich habe vielleicht nicht allemal Lust, zu antworten“, lautete die ruhige Antwort der Gouvernante. „Die Zeit nach Tische gehört mir, und Mistreß Dare selbst wird mit mir einverstanden sein, wenn ich behaupte, daß eine Gouvernante in ihrem Schulzimmer unumschränkte Herrin sein muß.“

„Sie haben vollkommen recht, Mademoiselle“, bemerkte Mistreß Dare.

Mademoiselle setzte sich an das Piano und begann zu spielen. Sie besaß hierin viel Talent und ausgezeichnete Fertigkeit. Herbert sah auf seine Uhr und da er fand, daß es schon später war, als er geglaubt, so verließ er eiligst das Haus.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Vision in Honey-Fair.

Die Vermuthung, daß das abhanden gekommene Werthpapier schon am Sonnabend Abend in gutes Geld umgesetzt worden, bestätigte sich. White, der Fleischer an der Ecke der Fleischbänke, hatte es gewechselt und in sein Cassabuch gelegt. Hätte er damit den nächstfolgenden Montag eine Zahlung an die Bank leisten wollen, so würde er gefunden haben, was es werth war. Dazu hatte er jedoch keine Veranlassung.

Mr. White war ein dicker Mann mit gutmüthigem Gesicht und glänzend schwarzem Haar.

Im Laufe des Dienstags machte ihm der Polizeisergeant Delves einen Besuch.

„Ich habe gehört, daß Sie am Sonnabend Abend ein Papier der Firma Dunns als Zahlung erhalten haben", begann er. „Von wem haben Sie es?"

„Ah, Sie kommen wegen dieses Papiers", entgegnete der Fleischer. „Es war schon einer Ihrer Leute hier und that deshalb eine Menge Fragen an mich."

„Dazu liegt auch genügender Grund vor", sagte der Polizeisergeant. „Das Papier ist Mr. Ashley gestohlen worden."

„Gestohlen?" wiederholte der Fleischer und sah den Polizeioffizianten mit großen Augen an.

„Ja wohl, aus seinem Pult. Und Sie haben die schönste Aussicht, das Geld einzubüßen, White. Sie müssen vorsichtiger sein. Wer brachte Ihnen denn das Papier?"

„Ein Herr — jedenfalls ein Mann von respectablem Aussehen. Wer sagt, daß das Papier gestohlen sei?"

„Ich sage es", entgegnete der Polizeisergeant, indem er sich auf den Hackeklotz setzte — einen etwas feuchten Sitz, denn derselbe war soeben erst mit heißem Wasser abgespült worden. Delves machte sich mit seinen alten Freunden in Helstonleigh gern auf gönnerhafte Weise vertraut. Er war erst seit ganz kurzer Zeit zum Sergeanten befördert worden. „Erzählen Sie uns jetzt ausführlich, wie die Sache war, White."

„Ich hatte eben meinen Laden geschlossen — nur die Thür stand noch offen — als ein Herr in Mantel und Mütze eintrat. ‚Können Sie vielleicht der Firma Dunns mit klingender Münze gegen eine Anweisung aushelfen, Mr. White?' fragte er, indem er mir das Papier vorlegte. ‚Ja wohl, Sir', sagte ich, ‚das kann ich und bin sehr gern dazu bereit. Wünschen Sie Gold?' — Er sagte, Gold wäre ihm eben recht und ich gab es ihm. — ‚Ich danke', sagte er. ‚Ich hätte es gern nicht so weit geholt, denn ich habe Zahnschmerzen zum Wahnsinnigwerden, aber es sind schon fast alle Läden zu.' Und ich bemerkte, daß er sich mit seinem weißen Taschentuch Mund und Nase zuhielt. Er

ging mit dem Gold fort und ich schloß das Papier ein. Das ist alles, was ich von der Sache weiß, Delves."

„Sie wissen nicht, wer es war?"

„Nein, ich weiß es nicht. Er hatte eine Mütze auf, deren Ohrklappen ihm über die Backen herunterhingen, der Zipfel der Mütze fiel ihm über die Augen herab, und da er sich noch obendrein das Taschentuch vor die Nase hielt, so sah ich sein Gesicht so gut wie gar nicht. Auch war es ziemlich finster im Laden, denn ich hatte das Gaslicht ausgedreht. Blos auf dem Zahltische stand noch ein brennendes Talglicht."

„Wenn aber ein solcher Vermummter sich einfindet und ein Papier in Gold umgesetzt zu haben wünscht, so sollte man meinen, ein Geschäftsmann von einiger Erfahrung müsse sogleich vermuthen, daß hier nicht alles in Ordnung sei", rief der Sergeant.

„Daß er sich mit Fleiß unkenntlich gemacht hatte, wußte ich ja nicht", wendete der Fleischer ein. „Ich sah, daß das Papier der Firma Dunns ein ganz gutes war, und dachte sonst an weiter nichts. Ich habe ja schon oft Papiere dieser Firma als Zahlung erhalten. Mr. William Dunns kauft sein Fleisch schon seit zwanzig Jahren bei mir. Jetzt aber, wo ich mir die Sache ordentlich überlege, fange ich selbst an, zu glauben, daß der Mann sich mit Fleiß unkenntlich zu machen suchte", fuhr der Fleischer fort. „Seine Stimme war eine sehr seltsame, undeutlich und leise, und er sprach, als ob er Pflaumen im Munde hätte."

„Würden Sie ihn wiedererkennen?"

„Ja wohl. Das heißt, wenn er wieder in dieser Klei-

dung käme. Ich würde den Mantel unter hunderten erkennen. Es war so ein altmodischer, carrirter Roqueloh."

„Roquelaure", berichtigte der Polizeisergeant.

„Ja, ja, so heißen die Dinger. Der Kragen war rothgefüttert und schmal mit Pelz besetzt. Es gibt jetzt nur noch wenig solcher Mäntel in der Stadt."

„Welche Zeit war es?" fragte der Polizeisergeant.

„Gerade um elf — ich war eben im Schließen des Ladens begriffen."

Der Polizeisergeant ließ sich das Papier einhändigen und begab sich damit nach Mr. Dare's Bureau. Hier fand eine lange Conferenz statt und dann gingen sie miteinander nach Mr. Ashley's Fabrik. Unterwegs begegnete ihnen Cyrill und Mr. Dare nahm ihn beiseite.

„Weißt Du vielleicht zufällig, wer einen altmodischen carrirten Mantel oder Roquelaure trägt?"

„Halliburton trägt einen", entgegnete Cyrill; „ein ganz curioses Ding ist es. — Was hast Du denn mit dem alten Delves zu schaffen, Papa?" setzte Cyrill hinzu.

„Nicht viel", sagte Mr. Dare nachlässig. „Er hat in einer kleinen Privatangelegenheit für mich zu thun gehabt."

„So!" entgegnete Cyrill wieder beruhigt und eilte weiter, um sich eines ihm ertheilten Auftrags zu entledigen. Aus Gründen, die ihm selbst am besten bekannt waren, wäre es ihm durchaus nicht angenehm gewesen, dem Polizeisergeanten in der Angelegenheit des gestohlenen Papiers eine Rolle zugetheilt zu sehen.

Er entledigte sich seines Auftrags — einer Geschäftssache, welche Samuel Lynn ihm übertragen — kehrte um,

ging an der Fabrik vorbei und lenkte seine Schritte nach Honey=Fair, um hier eine kleine Privatangelegenheit zu besorgen. Es handelte sich — damit wir aus der Sache kein langes Geheimniß machen — um den Ankauf eines Hundes, an welchem Cyrill Gefallen gefunden, aber über dessen Preis er und der jetzige Eigenthümer sich noch nicht hatten einigen können. Deshalb ging er jetzt nochmals hin, um seine Ueberredungsgabe zu versuchen.

Während er so rasch durch Honey=Fair schritt, sah er auf der entgegengesetzten Seite der Gasse ein junges Frauenzimmer in einem zerlumpten Kleide und mit einem über das Gesicht hereingezogenen schmutzigen Hute.

Sie schritt ebenso rasch entlang als er. Ihre gebeugte Haltung, ihr schüchternes Wesen, ihre Hast, aus den Augen Anderer hinwegzukommen — alles verrieth, daß sie aus einem oder dem andern Grund bei der hier sie umgebenden Welt in keinem guten Geruch stand. Daß sie sich gleichsam in den Bann gethan fühlte, war nur zu augenscheinlich, den Grund davon aber hatte sie nur sich selbst beizumessen. Die Frauen, welche ihr begegneten, eilten den Kopf emporwerfend an ihr vorüber und blieben dann stehen, um ihr nachzusehen, bis sie in der Ferne verschwand.

Sie eilte ebenfalls, um so schnell als möglich dem Bereich dieser verächtlichen Blicke zu entrinnen. Hättest Du sie gesehen, lieber Leser, so würdest Du sie nimmermehr erkannt haben. In dem trüben Auge, der blassen Wange, der abgezehrten Gestalt war fast keine Aehnlichkeit mehr mit der sonst so blühenden Karoline Mason übrig.

Eben als sie Cyrill gegenüber vorbeiging, trat Elise

Tyrrett aus einem Hause und stieß gerade mit ihr zusammen. Sofort raffte sie ihre Röcke zusammen, um nicht durch Berührung mit der Unglücklichen beschmutzt zu werden, und eilte mit stolzem Seitenblick und verächtlicher Geberde weiter.

Karolinens Gesicht neigte sich blos noch tiefer, während sie an ihrer ehemaligen Freundin und Genossin vorüberging. Es wäre ebenso gut gewesen, wenn Charlotte East jenes Bündel Kleider, wodurch Anthony Dare in so große Ueberraschung und Verlegenheit gesetzt ward, nicht abgesendet hätte. Zu dieser Ueberzeugung war auch Charlotte selbst schon seit Jahren gekommen.

Vierzehntes Kapitel.

Die beiden Mäntel.

Mit dem Rücken an die Ecke des Kaminsimses gelehnt, neben dem lodernden Feuer in seinem Privatcabinet, stand Thomas Ashley, ruhig die vor ihm stehenden Personen betrachtend und das, was sie sagten, mit unbeweglicher Miene anhörend.

Der Polizeisergeant Delves und Mr. Dare erzählten ihm, was sie von White, dem Fleischer, über das Umwechseln des Papiers erfahren. Samuel Lynn stand am Pulte seines Herrn und runzelte die Stirn, während er zugleich aufmerksam zuhörte. Die Beschreibung des Mantels, welche mit der Beschaffenheit des von William Halliburton getragenen so genau übereinstimmte, führte Mr. Dare zu dem Schlusse, ja der positiven Ueberzeugung, daß der Unbekannte, welcher in dem Laden des Fleischers gewesen, kein anderer sein könne als William. Der Polizeisergeant sprach dieselbe Ansicht aus, gestand aber, daß er es nur mit Widerstreben thäte.

„Es wäre merkwürdig, wenn er wirklich ein Dieb ge-

worden wäre“, sagte er nachdenklich. „Diesem jungen Manne hätte ich ungezähltes Gold anvertraut“, setzte er zu Mr. Ashley hinzu. „Es ist dies ein abermaliger Beweis, wie man sich irren kann.“

„Ich sagte Ihnen gleich“, sagte Mr. Dare zu Mr. Ashley gewendet, „daß es niemand anders gewesen sein könne als Halliburton.“

„Du wirst mir erlauben, Freund Dare, daß ich mit Deinen Schlußfolgerungen nicht übereinstimme“, fiel der Quäker ein, ehe Mr. Ashley antworten konnte.

„Wie meinen Sie das?“ entgegnete Mr. Dare. „Es kann ja gar nichts einfacher sein. Fragen Sie einmal hier Mr. Delves, ob er glaubt, daß es noch fernern Beweises bedürfe?“

„Es ist mancher schon auf geringern Verdacht hin gehängt worden“, bemerkte der Polizeisergeant in orakelmäßigem Tone.

„Gegen welchen Theil meiner Schlußfolgerungen haben Sie etwas einzuwenden?“ fragte Mr. Dare den Quäker.

„Du nimmst — wenn ich Dich recht verstehe — an, daß es in der Stadt keinen andern Mantel gebe, welcher dem William's so ähnlich sehe, daß er für diesen gehalten werden könnte.“

„Ganz recht; das meine ich.“

„Dann, Freund, sage ich Dir, daß es noch einen solchen Mantel gibt.“

Mr. Dare machte große Augen.

„Wer trägt ihn denn?“ fragte er.

„Das ist eine andere Frage“, entgegnete Samuel Lynn. „Ich möchte das selbst ausfindig machen.“

Mr. Lynn erzählte nun, wie er eines Abends einen Mann, den er für William gehalten, hinter seinem Hause habe auf und ab gehen und anscheinend auf etwas warten sehen.

„Ich sah ihn an zwei Abenden“, bemerkte er, „die durch eine längere Zwischenzeit getrennt waren. Die Gestalt hatte vollkommene Aehnlichkeit mit William Halliburton; die Größe, der Mantel, die Mütze — alles schien ihm anzugehören. Ich stellte ihn deswegen zur Rede. Er leugnete aber alles, sagte, er sei gar nicht dorthin gekommen und ich glaubte, er versuche zum ersten Male, seitdem ich ihn gekannt, mich zu hintergehen. Ich —“

„Nun, wissen Sie gewiß, daß dies nicht der Fall war?“ unterbrach ihn Mr. Dare.

„Du mußt mich ausreden lassen, Freund. Gestern Abend war ich etwas früher zu Hause als gewöhnlich — Du wirst Dich erinnern weshalb“, setzte der Quäker, indem er Mr. Ashley ansah, hinzu. „Ich war in meinem obern Zimmer und sah dieselbe Gestalt fast ganz in derselben Weise hin und her marschiren. William's Leugnen hatte mich stutzig gemacht, sonst hätte ich abermals behauptet, er sei es und kein Anderer. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber es war ein sehr heller Abend und ich sah den Mantel ganz deutlich — er glich dem William's so genau wie ein Ei dem andern. Ich fragte mich nun, was er wohl hinter meinem Hause und dem seinen zu thun habe. Ich —“

„Um welche Zeit war dies, Mr. Lynn?“ unterbrach ihn der Polizeisergeant.

„Es war kurz nach acht Uhr — später, als ich ihn bei

den zwei frühern Gelegenheiten gesehen habe. ‚Ganz gewiß ist es William Halliburton', sagte ich bei mir selbst und nahm mir vor, ihm plötzlich entgegenzutreten und ihn auf diese Weise der Lüge, die er mir gesagt, zu überführen. Ich verließ deshalb mein Haus durch die Vorderthür, ging die Straße hinab, an den Häusern vorbei und durch das Pförtchen, durch welches man auf das freie Feld gelangt. Ich ging ganz leise, indem ich mich so nahe als möglich an dem Heckenzaune hielt, und näherte mich William, für den ich den Spaziergänger hielt. Er stand jetzt still und schaute nach den obern Fenstern meines Hauses hinauf. Trotz meiner Vorsicht hörte er mich doch und drehte sich herum. Ob er mich kannte oder nicht, kann ich nicht sagen, wohl aber schlug er den Mantel mit hastiger Bewegung um sich und lief querfeldein rasch davon. Ich wollte aber womöglich dennoch mich von dem eigentlichen Sachverhalt überzeugen. Deshalb öffnete ich das Hinterpförtchen, welches in den Garten meiner Nachbarin, Jane Halliburton, führt, ging durch den Garten hindurch in das Haus hinein und in das Wohnzimmer, welches ich ohne weitere Umstände öffnete. Und siehe da, hier saß William über seinen Büchern."

„Dann war er es also doch nicht gewesen?" rief Mr. Dare, der dieser Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Nein, er war es nicht gewesen. Ich sage Dir, Freund, er saß ruhig über seinen Studien. ‚Hast Du heute Abend Deinen Mantel einem Freunde geliehen?' fragte ich ihn. Er sah mich verwundert an und sagte, es sei das nicht der Fall. Um mich jedoch zu überzeugen, verlangte ich seinen

Mantel zu sehen; er führte mich zu dem Zimmer hinaus und siehe da, der Mantel hing in der Hausflur und die Mütze daneben. Dies ist es, weshalb ich nicht mit Deinen Schlußfolgerungen einverstanden bin, Freund Anthony Dare, wenn Du annimmst, der Mantel, welchen der Mann trug, der das gestohlene Papier umgesetzt, müsse William Halliburton's Mantel gewesen sein", schloß Mr. Lynn.

„Sie sagen, der Mann habe Aehnlichkeit mit William gehabt, als Sie ihm näher kamen?" fragte Mr. Ashley, welcher die ganze Sache sehr sonderbar fand und jetzt zum ersten Mal das Schweigen brach.

„Große Aehnlichkeit", antwortete Samuel Lynn. „Es ist jedoch möglich, daß die Aehnlichkeit nur in dem Mantel und der Mütze lag. Das Gesicht war nicht erkennbar, sondern ward absichtlich oder zufällig verborgen gehalten. Ich glaube, eines bessern Beweises, daß William das Papier nicht umgesetzt hat, bedarf es nicht."

Mr. Ashley lächelte.

„Auch ohne diese Mittheilung Mr. Lynn's würde ich Ihnen gesagt haben, daß es schade um die Zeit sei, William Halliburton bei mir verdächtigen zu wollen", sagte er, zu dem Polizeisergeanten und Mr. Dare gewendet. „Wenn Sie gekommen wären, um mich selbst dieses Diebstahls zu beschuldigen, so würde das ganz ebensoviel Eindruck auf mich gemacht haben. Warten Sie übrigens einen Augenblick, meine Herren."

Er ging an die Thür, öffnete dieselbe und rief William herein.

Der Gerufene kam sofort, aufrecht, höflich, unbefangen

— ohne zu ahnen, daß die Anwesenheit des Polizeisergeanten etwas mit ihm zu schaffen haben könne.

„William", begann Mr. Ashley, „wer ist es, der in dieser Stadt einen dem Deinigen ähnlichen Mantel trägt?"

„Das kann ich nicht sagen, Sir", antwortete William sofort. „Bis gestern Abend", fuhr er fort, indem er sich lächelnd zu Samuel Lynn wendete, „würde ich gesagt haben, es gäbe außer dem meinigen weiter keinen. Nun aber muß ich wohl annehmen, daß es einen gibt."

„Und wenn es einen gibt, so kann es deren noch mehrere geben", bemerkte Mr. Ashley. „Ich muß Dir nämlich sagen, William, daß man das gestohlene Papier ermittelt hat. Es ist bei dem Fleischer White umgesetzt worden und die Person, die es umgesetzt, hat einen dem Deinigen sehr ähnlichen Mantel getragen."

„Wirklich?" rief William lebhaft. „Natürlich kann es viele solche Mäntel in der Stadt geben. Ich aber kann weiter nichts sagen, als daß ich dieselben nicht gesehen habe."

„Viele kann es nicht geben, wenn sie von der mir beschriebenen altmodischen Sorte sind", bemerkte der Polizeisergeant.

William sah mit seinem offenen Gesicht, seinen ehrlichen Augen den Sergeanten an.

„Wünschen Sie vielleicht meinen Mantel zu sehen?" fragte er. „Sie können sich vielleicht darnach richten, wenn Sie meinen, daß der, welchen jener Unbekannte getragen, dem meinigen gleicht."

Der Polizeisergeant nickte.

„Eben wollte ich Sie bitten, ihn hereinzubringen, wenn Sie ihn hier haben", sagte er.

William brachte den Mantel.

„Es ist einer, der nicht der neuesten Zeit angehört", sagte er lachend. „Ich gehe auch mit dem Gedanken um, ihn als eine Rarität aus dem Alterthum dem Britischen Museum zum Geschenk zu machen. Warten Sie, ich will ihn anziehen, damit Sie seine Schönheiten besser in Augenschein nehmen können."

Er warf den Mantel über die Schultern und ging damit ein paar Schritte hin und her, wie er schon früher einmal auf Samuel Lynn's Wunsch gethan.

„Ich glaube, das Britische Museum bekommt ihn", fuhr er in demselben scherzenden Tone fort, „obschon nicht eher, als bis der Winter vorüber ist. An einem kalten Abend ist er ein sehr guter Freund."

Die Augen des Polizeisergeanten waren auf den Mantel geheftet, als ob sie sich gar nicht wieder davon trennen könnten.

„Wo habe ich nur diesen Mantel gesehen", sagte er nachdenklich, „und zwar erst ganz kürzlich!"

„Vielleicht haben Sie mich darin gesehen", bemerkte William.

Der Sergeant schüttelte den Kopf. Er hob eine Hand empor, legte sie an die Schläfe und begann diese sanft zu reiben, als ob dies seine Erinnerung wach rufen könnte, während er dabei seine Augen immer noch auf den Mantel geheftet hielt.

„Sagte White, der Unbekannte, welcher ihm das Papier gebracht, sei ein langer Mann gewesen?" fragte Mr. Ashley.

„Ja“, erwiderte Mr. Dare; „ob er meinte, so lang wie William Halliburton, kann ich nicht sagen. Es gibt in der Stadt vielleicht nicht hundert Menschen von dieser Länge“, setzte er, William betrachtend, hinzu.

„Sie selbst aber sind einer davon“, sagte William, sich lächelnd zu ihm wendend.

Mr. Dare schüttelte den Kopf und mochte mit Sehnsucht an seine entschwundene Jugend zurückdenken.

„Ja, früher einmal“, sagte er dann; „jetzt fängt mein Rücken an, sich zu krümmen.“

Mr. Ashley versank in Nachdenken. Die ganze Geschichte war ihm im höchsten Grade merkwürdig und geheimnißvoll. Daß es in Helstonleigh viele Diebe gab — Leute, die sich ein Werthpapier oder sonst etwas, was ihnen in den Weg kam, aneigneten — daran zweifelte er durchaus nicht; warum aber dieselbe Person — wenn es wirklich dieselbe war — des Abends in der Kälte auf und ab ging und Samuel Lynn's Haus beobachtete, dies war ihn unerklärlich.

„Es ist vielleicht nicht derselbe“, bemerkte er laut. „Werden Sie ihm wieder auflauern?“ fragte er dann den Quäker.

„Jetzt werde ich mir keine sonderliche Mühe mehr damit machen“, antwortete Samuel Lynn. „Solange mir daran lag, mich von William's Wahrhaftigkeit zu überzeugen —“

„Ich sollte meinen, Sie hätten kaum Grund gehabt, daran zu zweifeln, Mr. Lynn“, unterbrach ihn William.

„Das ist wahr. Ich habe auch noch nie an Dir gezweifelt. Dennoch konnte ich Dein Wort mit dem, was

meine Augen sahen, nicht in Einklang bringen. Freund Ashley wird einsehen —"

In diesem Augenblick ward der Quäker von dem Polizeisergeanten in sehr eigenthümlicher Weise unterbrochen. Derselbe warf nämlich plötzlich den Kopf empor und ließ einen langgedehnten gellenden Pfiff hören.

„Das ist ja ganz eigenthümlich!" rief er.

„Was sagst Du, Freund Delves?" fragte der Quäker.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren", antwortete der Polizeisergeant. „Ich sprach nicht mit einem von Ihnen; ich folgte der Richtung meiner eigenen Gedanken. Es fiel mir nämlich plötzlich ein, wer es ist, den ich in einem dieser Mäntel gesehen."

„Und wer ist es?" fragte Mr. Dare.

„Sie müssen mich entschuldigen, Sir, wenn ich dies für mich behalte", war die Antwort.

„Ein ebenso langer Mann, wie William Halliburton?"

Der Polizeisergeant maß William's Gestalt mehrmals mit den Augen.

„Eher ein wenig länger, möchte ich sagen", bemerkte er dann.

„Mir kam es auch vor, als wäre der Mann, welcher querfeldein davonlief, ein wenig länger gewesen als William", bemerkte Samuel Lynn.

„Na, darauf kann ich weiter kein sonderliches Gewicht legen", hob Mr. Dare, nachdem alle einige Augenblicke lang geschwiegen, wieder an. „Wir wollen, wenn Sie es wünschen, annehmen, daß es fünfzig solche Mäntel in der Stadt gibt. Wenn aber von allen, die solche Mäntel tragen, keiner Zutritt zu Mr. Ashley's Comptoir, dem-

selben Zimmer, in welchem wir jetzt stehen, gehabt hat, wie kann dann der Umstand, daß es noch mehr solche Mäntel gibt, den Verdacht von William Halliburton entfernen?"

Mr. Dare hatte nicht die Absicht, dem jungen Manne Schmerz zu bereiten. Er hatte für den Augenblick vergessen, daß William von dem gegen ihn erhobenen Zweifel noch nicht unterrichtet war. Es trat tiefes Schweigen ein und William blickte von dem Einen zu dem Andern.

„Wer hat mich im Verdacht?" fragte er, und nur Ueberraschung sprach aus seinem Tone.

Der Polizeisergeant klopfte ihm bedeutsam auf die Schulter.

„Machen Sie sich keine Unruhe, junger Herr. Wenn das, was mir eingefallen ist, seine Richtigkeit hat, so sind Sie es nicht gewesen."

Als er und Mr. Dare fortgingen, folgte Mr. Ashley ihnen bis an das äußere Gitterthor. Während sie noch hier standen und mit einander sprachen, ging Frank Halliburton vorüber.

„Sieh da", dachte der Polizeisergeant bei sich selbst, „nun besteht in Bezug auf das schwarze Schaf kein großer Zweifel mehr — aber man muß erst seiner Sache völlig gewiß sein. — Junger Mann", rief er Frank laut in jenem gönnerhaften Tone zu, den er so gern annahm, wenn er konnte, „um welche Zeit kam Ihr Bruder William am vergangenen Sonnabend Abend nach Hause? Wenn Sie selbst zu Hause gewesen sind, so müssen Sie es wissen."

Frank sah ihn mit fast stolzem Blicke an.

„Ich weiß es", antwortete er, „möchte aber erst hören, warum Sie es zu wissen brauchen."

„Sag' es ihm nur, Frank", bemerkte Mr. Ashley lächelnd.

„Es war kurz nach zehn Uhr", sagte Frank.

„Ging er dann wieder aus?" fragte der Polizeisergeant.

„Wieder aus! Zu dieser Stunde!" rief Frank. „Nein, er ging nicht wieder aus. Wir saßen noch eine lange Weile plaudernd beisammen und gingen dann zu Bett."

„Ah!" entgegnete der Polizeisergeant. Es war dies seine ganze Antwort. Dann wünschte er Mr. Ashley guten Tag und ging mit Mr. Dare fort.

„Zu Ostern gehe ich nach Oxford, Mr. Ashley", rief Frank mit Wärme.

„Ich freue mich, es zu hören."

„Aber blos als Famulus, woraus ich mir indessen nichts mache", setzte er hinzu, indem er mit verzeihlichem Stolze den Kopf zurückwarf. „Wenn ich nur erst einmal im Zuge bin, so hoffe ich mich schon über andere vom Glück mehr Begünstigte emporzuarbeiten."

„Du bist ehrgeizig, Frank", sagte Mr. Ashley. „Ich wünsche Dir aber von Herzen den besten Erfolg. Nichts ist besser, als immer zuversichtlich und gutes Muthes zu sein."

„Ja, ich glaube, der Erfolg ist nicht zweifelhaft, denn ich werde alle Hindernisse, die sich mir in den Weg stellen, muthig zu bekämpfen wissen. Leben Sie wohl, Sir."

William war während dieses Abends so aufgeregt von Unruhe und Neugier, daß er nicht im Stande war, über

seinen Büchern sitzen zu bleiben. Er stand auf, warf den verhängnißvollen Mantel um und ging hinunter in die Fabrik. Hier traf er Mr. Ashley, und die Zahl der in dem Comptoir anwesenden Personen ward bald darauf auch noch durch Mr. Delves, den Polizeisergeanten, vermehrt.

Er kam, um William zu suchen. Da er nicht wußte, daß William die Vergünstigung besaß, seine Abende zu Hause zubringen zu dürfen, so hatte er geglaubt, er werde ihn in der Fabrik antreffen.

„Ich wollte Sie bitten, mit mir einmal zu White zu gehen“, sagte der Polizeisergeant. „Wollen Sie Ihren Mantel umwerfen und mitkommen, Mr. Halliburton?“

„Haben Sie Verdacht auf mich?“ fragte William.

„Nein, durchaus nicht“, entgegnete der Sergeant. „Ich sagte Ihnen heute schon, daß ich keinen Verdacht auf Sie habe. Ich wünsche blos“, setzte er, seine Stimme zu einem geheimnißvollen Flüstern herabsinken lassend, hinzu, „auf eigene Faust eine kleine Nachforschung vorzunehmen. Ich habe eine Spur von dem Thäter aufgefunden und möchte dieselbe gern weiter verfolgen.“

„Wenn Sie eine hinreichende Spur haben, so wird es am besten sein, wenn die betreffende Person sofort festgenommen wird“, bemerkte Mr. Ashley.

„Ja, aber dazu ist die Spur noch nicht deutlich genug“, entgegnete der Polizeisergeant mit dem Kopfe nickend. „Nein, Mr. Ashley, ich rathe Ihnen dringend, sich jetzt noch ruhig zu verhalten.“

Man begab sich auf den Weg zu dem Fleischer. William trug seinen Mantel und seine Mütze und Mr. Ashley

ging ebenfalls mit. Er hegte über verschiedene Punkte seine eigenen Muthmaßungen und Zweifel.

„Ich möchte wissen, wer dieser Mensch ist, der sich hinter Eurem Hause herumtreibt", sagte Mr. Ashley unterwegs zu William. „Was kann ihn veranlassen, dort so gekleidet wie Du hin und her zu gehen?"

„Ja, es ist sonderbar, Sir."

„Ich sollte meinen, er müsse dabei die Absicht haben, für Dich angesehen zu werden", fuhr Mr. Ashley fort. „Aber zu welchem Zweck? Warum geht er überhaupt dort hin und her?"

„Ja, das möchte ich auch wissen", sagte William.

„Von welcher Farbe sind die Handschuhe, die Sie heute Abend tragen?" fragte der Polizeisergeant plötzlich.

William streckte ihm die Hände unter dem Mantel hervor entgegen. Seine Handschuhe waren von der dunkelsten Farbe, was man im Handel corbeau nennt.

„Weiter habe ich jetzt keine im Gebrauch", sagte er. „Sie sind noch fast neu."

„Haben Sie vielleicht in der letzten Zeit hellfarbene getragen? hellbraune oder aschgraue?"

„Hellfarbene Handschuhe trage ich fast gar nicht. Wenigstens habe ich seit Monaten kein Paar dergleichen angehabt."

Sie erreichten den Kaufladen des Fleischers und gingen hinein. Mr. White stand an seinem Hackeklotz und hieb eben ein Stück Fleisch von einander. Er richtete den Kopf empor und begrüßte Mr. Ashley.

„Ist dies der Herr, dem Sie das Papier gewechselt haben?" fragte der Polizeisergeant ohne weitere Umschweife.

Mr. White legte sein Hackemesser weg und musterte William vom Kopf bis zum Fuße.

„Der Mantel und die Mütze sind gerade so wie die, die der Andere trug“, sagte er.

Polizeibeamte fangen jedes Wort auf.

„Die der Andere trug?“ fragte Delves. „Dann glauben Sie also nicht, daß es dieser war?“

„Nein, das glaube ich nicht“, sagte der Fleischer in entschiedenem Tone. „Der, welcher mir das Papier brachte, war kleiner.“

„Kleiner!“ wiederholte Mr. Ashley verwundert, denn er entsann sich, daß in seinem Comptoir gesagt worden war, der Mann, welcher William's Doppelgänger zu spielen schien, sei eher länger. „Sie wollen wohl sagen länger, White?“

„Nein, Sir, ich meine kleiner. Ich weiß ganz bestimmt, daß er kleiner war, obschon nicht viel.“

Es trat eine Pause ein.

„Sie bemerkten, daß seine Handschuhe von heller Farbe waren, glaube ich“, hob der Polizeisergeant wieder an.

„Ja wohl — es waren saubere hellfarbene Handschuhe, wie feine Herren zu tragen pflegen.“

„Also, White, Sie erklären bestimmt, dies sei nicht der junge Mann, der Ihnen das Papier gebracht hat?“

„Nein, ganz bestimmt nicht“, sagte der Fleischer. „Es ist auch nicht dieselbe Stimme.“

„Die Stimme hätte nichts zu bedeuten“, sagte der Polizeisergeant. „Der Andere hatte Pflaumen im Munde.“

„Na“, sagte der Fleischer, „Mr. Halliburton würde

ich, glaube ich, ganz bestimmt erkannt haben, trotz irgend welcher Verkleidung."

„Glauben Sie das nicht allzu bestimmt, White", sagte der Sergeant, nach seiner Art weise mit dem Kopf nickend. „Der, welcher dagewesen ist, wäre Ihnen vielleicht ebenso genau bekannt gewesen wie Mr. Halliburton, wenn er Sie sein Gesicht hätte sehen lassen. Sie müssen nämlich wissen, White, daß jemand mit einem solchen Mantel umhergeht, und wir wünschen ausfindig zu machen, wer es ist. Mr. Halliburton gäbe gleich ein Pfund aus seiner Tasche darum, glaube ich."

„Und ich gäbe zwei", sagte Mr. Ashley lächelnd.

„Aber Sir", fragte der Fleischer den Fabrikanten, „wie steht es mit dem Gelde? Werde ich dieses einbüßen?"

„Gedulden Sie sich ein wenig, White", mischte der Polizeisergeant sich ein. „Wenn es ein Gentleman gewesen ist, der das Papier umgesetzt hat, so werden wir vielleicht alles wieder aus ihm herausquetschen. Jedenfalls verhalten Sie sich ruhig."

Die Drei verließen den Laden des Fleischers und blieben noch eine Weile beisammen stehen, ehe sie sich trennten. Den Polizeisergeanten führte sein Weg nach der einen Richtung, der Mr. Ashley's und William's sie nach einer andern.

„Dies macht die Sache nur noch dunkler", bemerkte Mr. Ashley, auf die soeben stattgehabte Unterredung anspielend.

„Durchaus nicht; es macht sie vielmehr weit klarer", entgegnete der Polizeisergeant kaltblütig.

„White sagt ja aber, der Mann sei kleiner gewesen als Mr. Halliburton.“

„Das erwartete ich eben zu hören“, entgegnete der Polizeisergeant kopfnickend. „Wenn ich auf der richtigen Fährte bin — und ich wollte tausend Pfund wetten, daß dies der Fall ist — so ist der Mann, welcher das Papier umgesetzt hat, wirklich kleiner. Ich wünschte eben, daß White diesen Punkt bestätigen möchte“, setzte er hinzu, indem er William ansah. „Deshalb bat ich Sie, in Ihrem Mantel mitzukommen, Mr. Halliburton. Gute Nacht, meine Herren.“

Mit diesen Worten ging er die Fleischbänke hinauf, während Mr. Ashley und William mit einander sich in entgegengesetzter Richtung entfernten.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Loch bei Sternenlicht gegraben.

Die Conversation an Mr. Dare's Tafel drehte sich wieder um das gestohlene Werthpapier und die deshalb eingeleiteten Proceduren. Es war auch ganz natürlich, daß man von nichts Anderem sprach. Mr. Dare dachte fast an weiter nichts und sprach seine verschiedenen Muthmaßungen darüber aus.

„Trotz allem, was jene sagen, kann ich doch nicht umhin, zu glauben, daß es William Halliburton gewesen sein müsse. Er war allein in dem Comptoir, als das Papier verschwand, und die Person, welche es bei White umgesetzt, hat, wie vollständig bewiesen ist, die größte Aehnlichkeit mit ihm gehabt, wenigstens in Bezug auf die Kleidung. Das Gesicht hatte sie verborgen, wie dies natürlich nicht anders zu erwarten stand. Leute, welche gestohlene Papiere umzusetzen wünschen, tragen in der Regel dafür Sorge, daß man ihre Züge nicht unterscheide."

„Aber wer trägt denn Bedenken, den Verdacht auf Halliburton zurückzuführen?" fragte Mistreß Dare.

„Alle, wie mir scheint. Ashley will kein Wort davon hören. Er verlacht die Idee, daß Halliburton zu so etwas fähig sei, und sagt, ebenso gut könnten wir ihn selbst beschuldigen. Dies will aber weiter nichts bedeuten. Cyrill sagt, Mr. Ashley scheine der Ueberzeugung zu huldigen, Halliburton könne nicht unrecht thun. Jetzt aber hat auch Delves sich auf diese Seite geschlagen und erklärt, sein anfänglich ebenfalls gegen Halliburton gerichteter Verdacht ziele jetzt auf eine ganz andere Person."

„Auf wen denn?" fragte Anthony Dare.

„Das will er nicht sagen", entgegnete Mr. Dare. „Seit heute Nachmittag thut er ganz geheimnißvoll, nickt und blinzelt und gibt keine Erklärung. Er sagt, er wisse, wer den zweiten Mantel besitze."

„Den zweiten Mantel?" Diese Worte waren für die meisten der zu Tische Sitzenden ein Räthsel und Mr. Dare mußte erklären, daß man Grund habe, zu glauben, es existire noch ein solcher Mantel wie der, welchen William Halliburton trug.

Cyrill blickte unverkennbar betroffen auf.

„Sagt Delves, es gäbe zwei solche Mäntel?" fragte er.

„Daß es wirklich zwei solche Mäntel gibt, scheint eine unbestreitbare Thatsache zu sein", entgegnete Mr. Dare. „Der eine Mantel paradirte gestern Abend hinter dem Hause der Halliburtons. Samuel Lynn ging auf ihn zu —"

„Der Mantel paradirte tout seul — allein?" unterbrach ihn die Signora Varsini mit verwunderter Miene.

Alles lachte.

„Mit dem Träger darin, Mademoiselle", sagte Mr. Dare, indem er in der Erzählung von Samuel Lynn's

Abenteuer weiter fortfuhr. „Die Thatsache, daß zwei dergleichen Mäntel existiren, ist dadurch außer allem Zweifel gesetzt. Dennoch aber will dies immer noch nichts sagen, wenn nicht der Besitzer dieses zweiten Mantels Zutritt zu Mr. Ashley's Comptoir hat. Ich machte die Herren auf diese Thatsache aufmerksam, Delves aber war — was mir ganz unerklärlich ist — anderer Meinung als ich, und als wir schieden, sprach er mit der ihm eigenthümlichen Zuversicht die Meinung aus, nicht Halliburton's Mantel sei in den Vorgang bei dem Fleischer verwickelt, sondern der andere.

„Das ist eine verfluchte Lüge!" rief Herbert Dare.

„Herbert!" rief Mr. Dare, während alle Andern durch ihre Mienen ebenfalls das größte Erstaunen über Herbert's aufgeregtes Wesen zu erkennen gaben.

Herbert war so klug, sich seines unmanierlichen Ausrufs zu schämen.

„Ich bitte um Verzeihung, Papa", sagte er. „Die Worte entschlüpften mir vor Ueberraschung. Ich meine, Delves muß eine Unwahrheit gesprochen haben, wenn er die Schuld von Halliburton abzuwälzen sucht. Eben der Umstand, daß der Unbekannte einen so seltsamen Mantel trug, als er das Papier umsetzte, muß ein positiver Beweis von Halliburton's Schuld sein.

„Das denke ich auch", stimmte Mr. Dare bei.

„Was für ein Mantel ist es, über den Sie lachen und den Sie eine Rarität nennen?" fragte die Gouvernante.

„Es ist die wunderlichste Vogelscheuche, die Sie sich denken können, Mademoiselle", antwortete Mr. Dare. „Ich hatte das Vergnügen, ihn heute an Halliburton selbst

zu sehen. Er ist von dunklem, grün und blau carrirtem Stoff, sehr weit, mit einem aufgeschlagenen, rothgefütterten und mit einem Pelzstreifen besetzten Kragen."

„Von carrirtem Stoff?" wiederholte Mademoiselle. „Dann muß er ja —"

„Was denn?" fragte Mr. Dare, denn die Gouvernante stockte plötzlich.

„Dann muß er sehr häßlich sein", ergänzte sie; Mr. Dare merkte jedoch recht deutlich, daß es nicht das war, was sie hatte sagen wollen.

„Was sagt denn Delves über die Mäntel?" fragte Cyrill begierig. „Ich kann es mir nicht erklären."

„Delves sagt, er wisse, wer der Besitzer des andern sei, und dieser andere habe eben das Papier bei White gewechselt."

„Was das für geheimnißvolle Worte sind, Papa", rief Adelaide. „Der Mantel hat das Papier gewechselt!"

„Es sind dies Delves' eigene Worte", entgegnete Mr. Dare. „Er that sehr geheimnißvoll damit."

„Will er denn den andern Mantel aufspüren?" fragte Cyrill.

„Ich vermuthe es. Er dachte eine Weile nach, ehe er sich besinnen konnte, wen er einen ähnlichen Mantel hatte tragen sehen. Als er sich endlich darauf besann, fuhr er vor Ueberraschung ordentlich zusammen. Geriebene Kerls sind diese Polizeibeamten!" setzte Mr. Dare hinzu. „Sie vergessen nie etwas."

„Und spüren alles aus", sagte Herbert in etwas ärgerlichem Tone. „Warum bringt er, anstatt die Zeit an eitle Muthmaßungen über Mäntel zu verschwenden, nicht Halli-

burton zur Haft? Es ist ja unmöglich, daß der andere Mantel — wenn es wirklich einen solchen gibt — etwas mit der Sache zu thun gehabt hat."

„Ich habe Delves, nachdem er mich verlassen hatte, ein Briefchen nachgeschickt und ihm empfohlen, den Verdacht gegen Halliburton weiter zu verfolgen, mag es Mr. Ashley angenehm sein oder nicht", sagte Mr. Dare. „In meinem ganzen Leben ist mir fast kein Fall vorgekommen, wo gleich von voruherein ein dringenderer Verdacht vorgelegen hätte."

So würden außer Mr. Dare noch viele geneigt gewesen sein zu sagen. Herbert hielt ebenso wie sein Vater fest an dem Glauben, daß William Halliburton das Geld genommen haben müsse, und daß er es gewesen sei, welcher dem Fleischer seinen Besuch abgestattet.

Was Cyrill dachte, läßt sich am besten aus dem abnehmen, was er that. Es bemächtigte sich seiner mit einem Male die Furcht, daß der Polizeisergeant wirklich Anstalt machen werde, den andern Mantel ausfindig zu machen. Dies wäre für Cyrill eine höchst unangenehme Procedur gewesen, weil er dann hätte fürchten müssen, daß der Polizeisergeant auch bei ihm geeignete Nachforschungen anstellen werde. Er legte Messer und Gabel nieder. Sein Appetit war mit einem Male gestillt.

„Bist Du nicht hungrig, Cyrill?" fragte seine Mutter.

„Ich habe tüchtig gefrühstückt," antwortete Cyrill. „Ich kann jetzt nicht mehr essen."

Er blieb am Tische sitzen, bis die Andern fertig waren. Die Furcht und Unruhe drohten ihn zu ersticken. Ein böses Gewissen raubt dem Menschen allemal die Freiheit

des Handelns, sonst wäre Cyrill jetzt sofort vom Tische aufgestanden und hätte eine Arbeit vorgenommen, welche er sobald als möglich zu verrichten wünschte.

Als die Uebrigen aufstanden, that er dies ebenfalls, sah sich nach einer großen Scheere um und schlich sich damit die Treppe hinauf, während er sich fortwährend umsah und horchte, ob ihn niemand belauere. Kein menschliches Wesen in diesem Hause hatte die mindeste Kenntniß von dem, was Cyrill im Begriff stand, zu thun, oder daß er überhaupt etwas thun wollte, ihm aber mit seinem bösen Gewissen kam es vor, als ob alle ihn belauern müßten.

Mit einem Licht und der Scheere in der Hand stahl er sich hinauf in Herbert's Zimmer und schloß sich ein. Innerhalb eines in diesem Zimmer angebrachten Verschlags hing ein dunkelblauer Kamelotmantel, und Cyrill nahm denselben vom Haken. Der Mantel hatte carrirtes Futter, ganz genau von demselben Muster und derselben Farbe wie der Stoff, aus welchem William Halliburton's Mantel gefertigt war. Der Mantel war von derselben weiten altmodischen Façon, der Kragen roth gefüttert und mit Pelz besetzt — kurz, der eine Mantel richtig und der andere mit der inwendigen Seite nach außen getragen wären kaum von einander zu unterscheiden gewesen.

Dieser Mantel gehörte Herbert Dare, und dann und wann, obschon nicht oft, ging dieser in der Dämmerung aus und trug ihn dann umgewendet. Ohne Zweifel war er es, den der Polizeisergeant Delves so gesehen. Er war ein wenig länger als William Halliburton, denn er maß über sechs Fuß. Weshalb er den Mantel so hatte füttern lassen, daß derselbe umgewendet dem William's glich, oder

ob dies rein zufällig war, dies war nur Herbert selbst bekannt.

Mit zitternden Fingern und der scharfen Scheere, die rücksichtslos darauf losschnitt, begann Cyrill seine Aufgabe — das Ausschneiden dieses carrirten Futters. Daß er es bei dem Fleischer getragen und daß er fürchtete, es könne an ihm zum Verräther werden, dies waren Thatsachen, die sich nicht leugnen ließen. Besser war es, es für immer aus dem Wege zu schaffen. Schneidend, reißend und trennend entfernte Cyrill das Futter und brachte es endlich wirklich los, wobei der Mantel in Gestalt von Rissen, Schnitten und ausgezogenen Fäden bedeutende Beschädigungen erlitt. Dann hing er den Mantel wieder auf und wickelte das Futter zusammen.

Er war noch auf diese Weise beschäftigt, als plötzlich der Griff des Thürschlosses rasch umgedreht ward, als ob jemand hereinzukommen versuchte, der nicht erwartet hätte, die Thür verschlossen zu finden. Cyrill warf das zusammengewickelte Futter rasch unter das Bett und eilte ans Fenster. Um hinauszuspringen? Gewiß nicht, denn der Sturz würde ihm den Hals gebrochen haben. Er hatte blos in seiner Furcht und Bestürzung alle Geistesgegenwart verloren.

Wieder ward an dem Thürgriff gedreht und dann gingen die Tritte weiter. Cyrill glaubte in ihnen die der Hausmagd Betsy zu erkennen. Er glaubte, sie mache ihre Abendrunde durch die Zimmer. Das Futter unter dem Arm zusammenraffend, blieb er stehen, um sich die Sache zu überlegen. Seine Brust hob sich, seine Hände zitterten und sein Gesicht war kreideweiß.

Was sollte er mit dem ausgetrennten Futter, diesem verrätherischen Gegenstand, anfangen? Essen konnte er es nicht, und es zu verbrennen wagte er nicht. Unter den Zimmern, in welchen sich Kamine befanden, war keins, in welchem er darauf rechnen konnte, allein und ungestört zu sein, und der Geruch des brennenden Zeuges würde das ganze Haus alarmirt haben. Was sollte er aber sonst damit beginnen?

„Grab' ein Loch und verscharre das Zeug", schien ihm eine Stimme zuzuflüstern, und Cyrill wartete auf keine bessere Eingebung, sondern schlich sich mit seinem Bündel die Treppe hinunter und hinaus in den Garten.

Hier ergriff er einen Spaten und grub an einer abgelegenen Stelle ein Loch, in welches er, als es groß genug war, den Stoff hineinwarf. Dann warf er es wieder zu, um dem Platz soviel als möglich wieder das vorige Ansehen zu geben.

„Ich wollte, die Sterne gewährten ein etwas helleres Licht", murrte Cyrill, indem er zu dem dunkelblauen Himmel aufblickte. „Ich muß morgen früh wieder hierher gehen und sehen, ob alles in Ordnung ist. Eine Laterne mitzubringen wäre nicht gerathen gewesen."

Nun traf es sich, daß Mr. Herbert Dare an diesem Abend eine geheime Expedition vorhatte. Er beabsichtigte, sich dabei in seinen Mantel zu hüllen, und gerade um die Zeit, wo Cyrill eben mit dem Zuwerfen des Loches fertig war, ging Herbert in sein Zimmer hinauf, um den Mantel zu holen.

Ja, um den Mantel zu holen! Als Herbert die Thür des Verschlags öffnete, erblickte sein Auge weiter nichts

als den vorhin beschriebenen verstümmelten Gegenstand — ein zerrissenes, zerschnittenes Ding, an welchem die zerzausten Fäden herabhingen.

Herbert's Bestürzung war eine geradezu unbeschreibliche. Er glaubte zu träumen. War dies wirklich sein Mantel? Kurz vor Tische, als er heraufgekommen war, um sich die Hände zu waschen, hatte er seinen Mantel noch in ganz vollkommenem Zustande dahängen sehen. Er schüttelte ihn, er breitete ihn auseinander, er betrachtete ihn oben und unten. Sein Mantel war es allerdings, aber wer hatte ihn auf diese Weise zugerichtet?

Sein Verdacht fiel auf die Gouvernante. Er begab sich sofort nach dem nur wenige Schritte entfernten Schulzimmer und nahm den Mantel dahin mit.

Die Gouvernante saß hier und schien sich zu langweilen. Vielleicht wartete sie auf ihn.

„Hören Sie, Mademoiselle", begann er, „was ums Himmels willen haben Sie mit meinem Mantel gemacht?"

„Mit Ihrem Mantel?" antwortete sie. „Was soll ich mit Ihrem Mantel machen?"

„Schauen Sie her", sagte er, indem er den Mantel vor ihr ausbreitete. „Wer hat das gethan? Als ich zu Tische ging, war er noch ganz."

Sie betrachtete den Mantel mit ebenso großem Erstaunen, wie Herbert gethan, und machte ihrer Ueberraschung in einer Flut von französischen Redensarten Luft.

Dabei aber war sie ein verschmitztes Weib. Ja, nie hatte es ein verschmitzteres gegeben als Bianca Barsini. Mr. Delves verstand sich sehr gut darauf, richtige Schlüsse

zu ziehen, aber Bianca würde ihn noch weit übertroffen haben.

„Tenez!“ rief sie, den Zeigefinger emporhebend, während sie auf den Mantel herabschaute. „Das ist Cyrill gewesen.“

„Cyrill?“

Die Italienerin nickte.

„Sie wollten mir nicht gestehen, daß Sie am Sonnabend Abend nach Hause gekommen und zwischen zehn und elf Uhr wieder ausgegangen seien —“

„Das ist auch nicht der Fall gewesen“, unterbrach sie Herbert. „Ich sagte Ihnen die Wahrheit, aber Sie wollten mir nicht glauben.“

„Dieser Mantel ist ausgegangen. Die carrirte Seite war nach außen gewendet und Sie hatten die Mütze auf und die Ohrklappen zugebunden. Natürlich glaubte ich, Sie wären es. Es muß aber Cyrill gewesen sein. Begreifen Sie nun?“

„Nein, ich begreife nicht“, sagte Herbert. „Wie geheimnißvoll Sie sprechen!“

„Es muß Cyrill gewesen sein, welcher Mr. Ashley bestohlen hat.“

„Mademoiselle!“ unterbrach Herbert sie entrüstet.

„Ecoutez, mon ami. Er ward weiß wie ein mouchoir, als Ihr Vater bei Tische davon sprach — und bemerkten Sie nicht, daß er nicht essen konnte? ‚Sie sehen aus wie ein Schuldbewußter, Monsieur Cyrill‘, sagte ich bei mir selbst, ohne ihn wirklich dafür zu halten. Seien Sie aber überzeugt, daß es kein Mensch weiter gewesen ist. Er muß das Papiergeld, oder wie Sie es nennen, ge-

nommen haben und nach Hause gekommen sein, um Ihren Mantel und Ihre Mütze zu holen und dann das Papier in Gold umzusetzen, in der Meinung daß dann der Verdacht auf den Andern fallen würde, welcher einen ähnlichen Mantel trägt, ich meine jenen William Hall — ich kann den Namen nicht aussprechen — c'est trop dur pour les lêvres. Es ist Cyrill gewesen und kein Anderer. Nun ist er auf einmal ängstlich geworden und hat deshalb das Futter herausgeschnitten."

Herbert konnte nicht sogleich antworten, theils vor Entsetzen, theils vor Erstaunen.

„Cyrill kann es nicht gewesen sein!" wiederholte er.

„Ich sage aber, es i st Cyrill gewesen", beharrte die junge Dame. „Ich sah ihn nach Tische mit einem Licht und der großen Scheere Ihrer Mutter in der Hand die Treppe hinaufschleichen. Mich sah er nicht. Ich stand im Dunkeln und schaute aus meinem Zimmer heraus. Verlassen Sie sich darauf, er ging hinauf, um es zu thun."

„Wenn Cyrill das Papier genommen hat, so ist er von allen verblendeten Dummköpfen der schlimmste", rief Herbert. „Wenn es herauskommt, so ist er verloren und zwar auf seine ganze Lebenszeit. Und mein Vater hat selbst dazu geholfen, die Flamme anzufachen!"

Die Gouvernante zuckte die Achseln.

„Ich liebe Cyrill nicht", sagte sie. „Ich habe ihn gleich von Anfang nicht gut leiden können."

„Aber Sie werden ihn doch nicht verrathen?" rief Herbert erschrocken.

„Nein! nein! nein! Ich Ihren Bruder verrathen!

Warum sollte ich das? Was geht mich die Sache an? Wenn die Leute mich ungestört meinen Gang gehen lassen so beobachte ich gegen sie dasselbe Verfahren. Von mir hat Cyrill nichts zu fürchten."

„Aber was soll ich nun heute Abend mit meinem Mantel anfangen?" hob Herbert wieder an. „Ich wollte — ich wollte wohin gehen, wo ich ihn brauche."

„Weshalb brauchen Sie ihn denn heute Abend so nothwendig?" fragte Mademoiselle scharf.

„Weil es kalt ist", antwortete Herbert. „Der Mantel war wärmer als mein Ueberrock."

„Gestern Abend gingen Sie aus, heute Abend wollen Sie ausgehen und morgen werden Sie wieder ausgehen. So ist es jetzt alle Tage."

„Ich habe eine Menge verwickelte Geschäfte zu besorgen", antwortete Herbert „und am Tage bleibt mir keine Zeit dazu."

Sie fuhren noch eine Weile in ihrem Gespräch fort, die Italienerin gerieth aus einem oder dem andern Grunde endlich auf üble Laune und ließ einige gereizte Worte fallen. Herbert nahm dieselben ruhig und gelassen auf und sie ließ sich dadurch wieder begütigen. Als er sie verließ, erbot sie sich, die losen Fäden aus dem Mantel zu zupfen und den Rand frisch einzusäumen.

„Verschließen Sie aber die Thür, während Sie dies thun", sagte Herbert.

„Ich nehme den Mantel mit auf mein Zimmer", sagte sie. „Dort belästigt mich niemand."

Herbert ließ den Mantel bei ihr zurück und ging aus. Cyrill ging ebenfalls aus. Anthony war schon ausge-

gangen. Mr. Dare blieb zu Hause. Er unterhielt sich mit seiner Gattin, am Kamin des Speisezimmers sitzend, als im Laufe des Abends der Diener Joseph eintrat.

„Man wünscht Sie zu sprechen, Sir", sagte er zu seinem Herrn.

„Wer ist denn da?" fragte Mr. Dare.

„Der Polizeisergeant Delves, Sir."

„O laß ihn nur hereinkommen", sagte Mr. Dare. „Ich hoffe, es wird etwas in dieser Sache geschehen", setzte er zu seiner Gattin hinzu. „Es kann dies von großem Vortheil für mich sein."

Der Polizeisergeant trat ein. Er kam eben von der Unterredung mit dem Fleischer, wohin ihn Mr. Ashley und William begleitet hatten.

„Nun, Delves, haben Sie meinen Brief bekommen?" fragte Mr. Dare.

„Ja, Sir", sagte der Polizeisergeant, indem er den ihm dargebotenen Stuhl annahm. „Deswegen komme ich eben."

„Nun, gedenken Sie meinem Rathe gemäß zu verfahren?"

„Nein — ich glaube nicht", entgegnete der Polizeisergeant, „wenigstens nicht eher, als bis ich die Sache mit Ihnen besprochen habe."

„Wünschen Sie etwas zu genießen?"

„Nun, kalt ist es allerdings heute Abend. Ich glaube, ein Glas Punsch wird mir nichts schaden."

Der Punsch ward gebracht und Mr. Dare trank ebenfalls mit davon. Er war ebenso wie Delves der Ansicht, daß es ein kalter Abend sei. Weiter aber konnte Mr. Dare

nichts von ihm erfahren. So oft er das Gespräch auf den bewußten Gegenstand brachte, wußte der Sergeant es wieder auf etwas Anderes zu bringen. Mistreß Dare ward es endlich überdrüssig, dieser langweiligen Unterhaltung zuzuhören, und verließ deshalb das Zimmer.

Nun aber änderte das Benehmen des Polizeisergeanten sich mit einem Male. Er rückte seinen Stuhl näher und bog sich nach Mr. Dare hinüber.

„Sie fordern mich in Ihrem Briefe auf, ohne weitere Rücksicht gegen den jungen Halliburton vorzuschreiten", begann er. „Das geht aber nicht. Halliburton hat jenes Papier ebenso wenig gestohlen, oder etwas damit zu thun gehabt als Sie oder ich. Ich bitte Sie, Mr. Dare, lassen Sie diese Sache lieber ruhen."

„Nein, ich bin vielmehr fest entschlossen, ihr bis auf den Grund zu gehen", entgegnete Mr. Dare.

„Hören Sie mich an", sagte der Polizeisergeant in gedämpftem Tone. „Ich bin nicht verbunden, Notiz von Gesetzwidrigkeiten zu nehmen, die nicht officiell zu meiner Kenntniß gebracht werden. Es ist in dieser Stadt manches geschehen — ja, und geschieht auch jetzt noch — wobei ich ein Auge zudrücke. Meine Pflicht gebietet mir nicht geradezu, davon Notiz zu nehmen, und deshalb sage ich nichts. Gerade so ist es in dem vorliegenden Falle. Solange die betheiligten Personen, Mr. Ashley und White, mir nicht officiellen Auftrag ertheilen, bin ich nicht verbunden, den oder jenen zu verhaften, oder auf meinen eigenen Verdacht hin zu handeln. Und auf meinen eigenen Verdacht hin werde ich es nicht thun, das verspreche ich. Werde ich dagegen gezwungen, so ist es etwas Anderes."

„Sprechen Sie von Halliburton?“

„Nein, ich sage Ihnen, Sie sind auf der falschen Fährte.“

„Und Sie glauben auf der richtigen zu sein?“

„Ich könnte noch heute Nacht meinen Finger ausstrecken und den Fuchs damit berühren. Ich sage Ihnen aber nochmals, Sir, daß ich es nicht thun werde, wenn man mich nicht dazu zwingt. Von allen Menschen in der Welt aber bitte ich ganz besonders Sie, mich nicht dazu zu zwingen.“

Mr. Dare lehnte sich, mit den Daumen in den Armlöchern seiner Weste, in seinen Stuhl zurück. Immer noch hatte er keine Ahnung von der Wahrheit und konnte weder den Polizeisergeanten noch sein Benehmen begreifen.

Letzterer erhob sich, um zu gehen.

„Der andere Mantel, welcher dem des jungen Halliburton so ähnlich sieht, gehört Ihrem Sohn Herbert“, flüsterte er, indem er an Mr. Dare vorbeiging. „Es war sein Bruder Cyrill, der ihn am Sonnabend Abend trug und das Papier wechselte. Demnach können wir vermuthen, wer das Papier aus Mr. Ashley's Pulte gestohlen hat. Sie werden nun um seinetwillen in dieser Sache ebenso Schweigen bewahren, wie ich es thun werde. Wenn es mir möglich ist, so komme ich morgen in Ihr Bureau, Mr. Dare, um mit Ihnen weiter über die Sache zu sprechen. White muß natürlich das Geld wieder ersetzt bekommen, sonst macht er Lärm.“

Mr. Dare versank in ein Labyrinth von Entsetzen und Bestürzung und war nicht im Stande, den Gutenachtgruß des sich entfernenden Polizeisergeanten zu erwidern.

Seine Gattin hörte, daß Delves ging und kam in das Zimmer zurück.

„Nun", rief sie in munterm Tone, „wird er Halliburton denunciren?"

„Mr. Dare gab keine Antwort. Er blickte mit hülflos flehendem Ausdruck auf, gleich einem Menschen, der durch einen plötzlichen Schlag betäubt worden.

„Was ist Dir?" fragte sie, ihn genauer ansehend. „Bist Du krank?"

Zitternd und wie von einem kalten Schauer geschüttelt erhob er sich.

„Nein — nein", stammelte er.

„Wahrscheinlich hast Du Dich erkältet", sagte Mistreß Dare. „Ich fragte, was Delves gesonnen wäre zu thun. Wird er Halliburton denunciren?"

„Schweig!" rief Mr. Dare in krampfhaft schmerzlichem Tone. „Die Sache muß in Schweigen begraben werden. Halliburton ist nicht der Thäter."

Sechzehntes Kapitel.

Ein Geschenk von Theeblättern.

Und wie ging es mittlerweile in Honey-Fair? Bald besser, bald schlimmer, wie, von jeher, obschon das Schlimmere in der Regel die Oberhand behielt.

Von allen Bewohnern dieser Region war keiner so vorwärts gekommen wie Robert East. Ehrlich gestanden will dies nicht viel sagen, denn die Mehrzahl war, anstatt in der socialen Wagschale der Welt zu steigen, vielmehr gesunken.

Robert hatte die Fabrik, in welcher er früher gearbeitet, verlassen und war jetzt zweiter Werkführer bei Ashley. Er hatte sich auch durch Ausdauer in anderer Beziehung eine ziemlich gute Ausbildung verschafft. Er hatte einen einzigen Freund, der ihm hierbei an die Hand ging, und dieser war William Halliburton.

Die Geschwister East hatten ein besseres Haus bezogen, eins von denen, die vorn mit einem Gärtchen versehen waren. Kein Garten war duftiger als der ihre, und er ward von ihnen ganz allein in Ordnung gehalten.

Das Haus war größer, als sie, es brauchten und ein Theil davon ward daher von Stephen Crouch und seiner Tochter bewohnt. Es war bekannt, daß die Easts Geld zurücklegten, und Honey-Fair wunderte sich darüber, denn niemand lebte auf einem behaglichern und achtbarern Fuße.

Honey-Fair — als Ganzes betrachtet — lebte weder behaglich noch achtbar. Die Fishers waren nie wieder aus dem Armenhause herausgekommen und Joe war todt. Die Croß hatten, nachdem sie aus ihrem Hause herausgesetzt und ihre Hausgeräthschaften verkauft worden, zwei möblirte Zimmer gemiethet. So leichtsinnig wie sie von jeher gewesen, waren sie auch jetzt noch. Sie gaben sich keine Mühe, sich auch nur wieder zu ihren frühern Verhältnissen emporzuarbeiten, sondern würgten sich, wie man zu sagen pflegt, weiter und lebten aus der Hand in den Mund.

Die Eheleute Mason verbrachten ihre Zeit sehr angenehm mit Zänkereien. Daß dies für sie etwas Angenehmes sei, ließ sich wenigstens daraus schließen, daß diese Zänkereien ihren ununterbrochenen Fortgang hatten. Dann und wann arteten dieselben der Veränderung wegen in Thätlichkeiten aus. Die Kinder wuchsen heran ohne alle Zucht, und Karoline — ach! ich glaube nicht, daß es viel nützen kann, nach ihr zu fragen. Vor mehreren Jahren hatte sie einen Fehltritt gethan und konnte nun, trotz aller Mühe, die sie sich gab, nicht wieder auf den rechten Pfad kommen. Sie lebte in einem Dachstübchen für sich allein. So hatte sie schon lange gelebt, und sie arbeitete sich fast die Finger ab, um Leib und Seele zusammenzuhalten, und ging

mit gesenktem Haupte einher. Honey-Fair blickte verächtlich auf sie herab und wich ihr aus, um nicht mit ihr in Berührung zu kommen.

Mit den Carters ging es gut, ebenso wie mit den Brumms, und die Buffles machten so gute Geschäfte, daß es scherzweise hieß, sie wollten sich mit ihrem Vermögen zur Ruhe setzen.

In dem größern Theile von Honey-Fair aber herrschte nichts als Noth, Hader und Leichtsinn.

William Halliburton kam sehr häufig nach Honey-Fair. Es war der geradeste Weg von seinem Hause nach dem des französischen Sprachlehrers Monsieur Colin. William, der überhaupt sehr gesellig war, hatte zuweilen in einem oder dem andern Hause einen kurzen Besuch gemacht. Gewöhnlich fand er Robert East über seinen Büchern sitzen und sich dabei weit mehr anstrengen, als er unter angemessener Beihülfe nöthig gehabt hätte. William erbot sich gutmüthig, ihm diese Beihülfe zu gewähren, und es ward ihm auf diese Weise zur Gewohnheit, dann und wann eine Stunde bei den Easts und Stephen Crouch zuzubringen.

Dadurch erhielt er von den unangenehmen socialen Umständen, die in Honey-Fair herrschten, genaue Kenntniß, denn es war unmöglich, daß jemand, der sich öfter in Honey-Fair bewegte, nicht von denselben berührt ward.

Ließ sich nichts thun, um diese Leute ihrer sie herabwürdigenden Lage zu entreißen? — Und eine solche war es im Vergleich damit, wie sie hätte sein können. So jung und unerfahren William auch war, so drängte doch diese Frage sich ihm immer und immer wieder auf.

Schmutzige Wohnungen, scheltende Mütter, zerlumpte Kinder, rohe, fluchende Männer, Verschwendung, Unbehaglichkeit, Noth und Elend — weiter sah man hier fast nichts.

Die Weiber wälzten die Schuld auf die Männer und machten ihnen Vorwürfe, daß sie ihre Abende in dem Wirthshause zubrächten und das Geld verthäten. Die Männer dagegen sagten, daran wären die Weiber selbst schuld, weil sie durch ihre Unverträglichkeit und Unsauberkeit die Männer aus dem Hause trieben. Das Geld, mochte es nun von dem Manne oder der Frau verdient werden, ward ausgegeben, ohne daß man, wie es schien, etwas Ersprießliches davon hatte.

So existirten diese Menschen und ihr Leben war fast weiter nichts als ein einziges ununterbrochenes Schauspiel von Zwist, Mißbehagen, Arbeit und Entbehrung. Wenn das Jahr um war, so hatte sich ihre Lage nicht im mindesten gebessert, weder in socialer, noch in moralischer, noch in physischer Beziehung, und sie hatten weiter nichts erreicht, als daß sie der großen Schranke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt, um einen Schritt näher gekommen waren.

Hätte man sie gefragt, wofür sie arbeiteten und sich mühten, so hätten sie es nicht gewußt. Von einem bestimmten Endziel, nach welchem der Mensch streben soll, hatten sie keine Ahnung. Wenn sie sich nur eben durchschlagen und Leib und Seele zusammenhalten konnten — wie die arme Karoline Mason in ihrem Dachstübchen zu thun versuchte — so schien dies alles zu sein, woran ihnen gelegen war. Sie versuchten nicht, ihre Hoffnungen oder

Bestrebungen einem höhern Ziele zuzuwenden; sie waren vollkommen zufrieden, es so fortzutreiben, bis der Tod käme. Welch ein Leben! welch ein Ende!

Dann und wann erwachte, wie schon oben bemerkt worden, in William der Gedanke, daß er diesen Leuten vielleicht behülflich sein könne, eine bessere Lebensbahn zu versuchen. Er neigte sich allmälig sogar der Ueberzeugung zu, daß dies seine Pflicht sei. Wie er aber die Sache anzugreifen habe, das wußte er ebenso wenig als der Mann im Monde.

Dann und wann traten entmuthigende Augenblicke ein. Den fegenden Besen an das Uebel von Honey-Fair zu legen, schien eine weit furchtbarere Aufgabe zu sein, als die Säuberung der Augiasställe für Herkules gewesen sein muß.

William wußte, daß jede Bemühung von seiner Seite sowohl als der Anderer, selbst wenn diese weit erfahrener und fähiger wären als er, gänzlich fruchtlos sein mußte, wenn nicht zuerst der Antrieb zu etwas Besserm in dem Herzen dieser beklagenswerthen Leute selbst erwachte.

Ach, meine Freunde, die Hülfe Anderer ist allerdings etwas Großes und Gutes, aber ohne eigene Anstrengung und Hülfe kann sie nur wenig nachhaltigen Nutzen stiften.

Eines Abends, als William das theilweise von der Familie Croß bewohnte Haus passirte, ward die Thür hastig aufgeworfen, ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren kam kreischend herausgestürzt und eine Untertasse voll nasser Theeblätter hinterdrein geflogen. Die Theeblätter trafen, dicht an William's Arm vorbeistreifend, den Nacken des Mädchens.

Es war Patty, die jüngste Tochter der Familie Croß. Die Theeblätter waren ihr von ihrer Mutter nachgeworfen worden. Diese war feuerroth vor Wuth und schimpfte und tobte, während das Mädchen es an unverschämten, frechen Antworten nicht fehlen ließ.

Mistreß Croß streckte schon die Hände aus, um ihre Tochter zu kratzen oder an den Haaren zu zausen, und ein erbittertes Handgemenge wäre die unvermeidliche Folge gewesen, wenn nicht eben William zufällig dazwischen gekommen wäre.

Er faßte Mistreß Croß bei den Händen und hielt sie fest.

„Was gibt es, Mistreß Croß?“ fragte er.

„Was es gibt?“ entgegnete die Gefragte wüthend. „Patty ist eine faule, unverschämte, schlechte Dirne — das ist es, was es gibt! Sie weiß, daß ich bis Sonnabend mit meiner Handschuhnäherei fertig sein muß, aber sie will keine Hand rühren. Die Kartoffelschüsseln stehen noch vom Mittagessen unaufgewaschen da, ebenso ist es mit den Theetassen, aber sie rührt sich nicht. Sie erwartet, daß ich alles mache und sie mit meiner Näherei ernähre! Ich packte sie am Arm, um sie zur Arbeit zu zwingen, aber sie riß sich los und schlug sogar nach mir, die ungerathene Dirne! Sie sind doch nicht etwa von dem Wurfe getroffen worden, Sir?“ setzte Mistreß Croß in etwas gedämpftem Tone hinzu und schwieg dann, um zu Athem zu kommen.

„Besser wäre es gewesen, der Wurf hätte mich getroffen, als Patty's Hals“, entgegnete William in gutmüthigem, halb scherzendem Tone, obschon das Mädchen mit ihrem

frechen Blick und der wüthenden Geberde, die sie ihrer Mutter machte, kaum werth war, daß er sie vertheidigte. „Wenn meine Mutter mich aufforderte, Theegeschirr aufzuwaschen oder sonst etwas zu verrichten, Patty, so würde ich es thun und es mir zum Vergnügen machen, ihr beizustehen“, setzte er zu dem Mädchen gewendet hinzu.

Patty strich sich ihr herabhängendes Haar hinter die Ohren und warf einen herausfordernden Blick auf ihre Mutter. Sie glaubte, William bemerke es nicht, aber er sah es recht wohl.

„Warte nur!“ rief Mistreß Croß. „Deine Hiebe sind Dir gewiß genug!“

Wer von beiden war mehr zu tadeln — die Mutter oder die Tochter? Diese Frage möchte schwierig zu beantworten gewesen sein. Patty war nie zur Erkenntniß ihrer Pflicht oder zur Uebung derselben erzogen worden; die Mutter hatte ihr von ihrer frühesten Kindheit an nur Schimpfreden und Schläge angedeihen lassen; von sanften, überzeugenden Worten, von eigentlicher Erziehung war keine Rede. War es daher wohl zu verwundern, wenn Patty, nachdem sie herangewachsen war, sich zur Wehr setzte?

So war das mütterliche Regiment fast ohne Ausnahme in ganz Honey-Fair. Was konnte in diesen und ähnlichen Fällen Einmischung oder guter Rath nützen, wenn nicht die Gesinnung der Mütter und Töchter eine andere ward?

William setzte nach der kleinen Episode mit den Theeblättern seinen Weg weiter fort. Er konnte nicht umhin, diese Familien mit seiner Häuslichkeit und ihr Leben mit dem seinigen zu vergleichen. Er pflegte — mehr als man von seinen Jahren hätte erwarten sollen — über alles

seine Betrachtungen anzustellen, und er wünschte innig, daß diese Leute sowohl körperlich als geistig zu einer Verbesserung aufgerüttelt werden könnten. So lebten sie ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen und mühten sich blos, um die täglichen Bedürfnisse zu befriedigen — ja mehr diesen Bedürfnissen Einhalt zu thun, als sie zu befriedigen.

Wie viele von ihnen dachten auch nur an ein Jenseits? Ihre Unruhe und Plage in dieser Welt war zu groß, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, einen Blick auf die zukünftige zu werfen.

„Ich möchte wissen", dachte William bei sich selbst, während er weiter nach der Wohnung des französischen Sprachlehrers ging, „ich möchte wissen, ob nicht einige der besser erzogenen Männer sich bewegen ließen, sich des Abends bei Easts einzufinden? Auf jeden Fall wäre dies vielleicht ein Anfang. Gelänge es nur erst, den Männern den Besuch der Wirthshäuser abzugewöhnen, so könnte man nicht wissen, welche anderweite Reformen sich durchführen ließen. Gern wollte ich ihnen einige Stunden von meinen Abenden widmen!"

Als er von Monsieur Colin zurückkam, ging er wieder durch Honey-Fair und in Robert East's Wohnung hinein.

Es war jetzt acht Uhr vorbei. Robert und Stephen Crouch waren nun von ihrer Arbeit nach Hause zurückgekehrt und holten ihre Bücher herbei. Charlotte saß wie gewöhnlich mit ihrer Arbeit daneben und Tom East zog ihren Kopf näher zu sich, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern.

„Robert", sagte William, den Gedanken, die ihn vorzugsweise beschäftigten, sofort bei seinem Eintritt Worte

leihend, „ich möchte wissen, ob Ihr einige Eurer Nachbarn bewegen könntet, des Abends hierher zu kommen?"

„Zu welchem Zwecke, Sir?" fragte Robert, indem er sich von dem Bücherbret, auf welchem er ein Buch suchte, nach William herumdrehte.

„Es wäre vielleicht besser für sie. Ich wollte", setzte er mit plötzlicher Wärme hinzu, „wir könnten ganz Honey-Fair hierher bringen!"

„Ganz Honey-Fair!" wiederholte Stephen Crouch erstaunt.

„Ich meine, was ich sage, Crouch."

„Aber, Sir, dazu wäre ja dieses Zimmer viel zu klein! Nicht ein Viertel, ja nicht der zehnte Theil von Honey-Fairs sämmtlichen Bewohnern hätte hier Platz."

William lachte.

„Das ist allerdings wahr, wenn man die Sache buchstäblich nimmt", sagte er; „es herrscht aber hier um uns so viel Mißbehagen und Liederlichkeit — ich muß es so nennen, denn es gibt keinen bezeichnendern Ausdruck dafür — daß ich zuweilen wünsche, wir könnten diesen Zustand ein wenig bessern."

„Wer soll ihn denn bessern, Sir?"

„Jeder, der Lust hat, es zu versuchen. Ihr beiden könntet viel dazu beitragen. Wenn Ihr einige Eurer Nachbarn bewegen könntet, sich für das zu interessiren, womit Ihr Euch des Abends beschäftigt, nämlich Bücher und vernünftige Unterhaltung, sodaß sie dadurch von dem Wirthshausbesuch abgehalten würden, so wäre damit schon viel gewonnen."

„Mit den Männern, im Ganzen genommen, wird

sich kaum viel anfangen lassen. Es sind unwissende, leichtsinnige Menschen, denen gar nichts daran gelegen ist, besser zu werden."

„Das ist es eben, Crouch. Es liegt ihnen nichts daran, besser zu werden. Dennoch aber könnte man sie dahin bringen. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn Honey-Fair vermocht werden könnte, seine Abende so zuzubringen, wie Ihr die Eurigen zubringt, wenn die Männer aufhörten, ihr Geld zu vertrinken und dann betrunken nach Hause zu taumeln, und wenn die Frauen bemüht wären, ihr Hauswesen in Ordnung und ihre Zungen im Zaume zu halten — so wie Charlotte thut", setzte er hinzu, indem er nach ihr herumsah.

„Das läßt sich allerdings nicht leugnen, Sir."

„Ich glaube, etwas ließe sich schon thun — natürlich allmälig, ohne Ueberstürzung. Wolltet Ihr zu den Männern sagen: ‚Wir wollen, daß Ihr ein anderes Leben führt, und werden Euch zeigen, wie Ihr das zu machen habt, so wäre Eure Mühe umsonst und Ihr würdet obendrein noch ausgelacht. Sagt zu den Männern: ‚Ihr sollt nicht in das Wirthshaus gehen, weil Ihr Eure Zeit, Euer Geld und Euren moralischen Werth verschwendet' und verlaßt Euch darauf, es würde dies dieselbe Wirkung äußern, als ob Ihr in den Wind sprächet. Bewegt sie aber, um einer angenehmen Abwechselung willen hierher zu kommen, ladet sie freundlich zu einer geselligen Unterhaltung ein, und Ihr könnt sie, wenn Ihr ihnen die Abende angenehm macht, auf immer fesseln. Mit einem Worte, bietet Ihnen eine Beschäftigung oder Anziehung, welche die des Wirthshauses aufwiegt."

„Es wäre dies allerdings etwas sehr Gutes", sagte Stephen Crouch nachdenklich. „Vielleicht würden die Leute versuchen, sich durch sich selbst weiterzubringen."

„Ja wohl", sagte William mit Enthusiasmus. „Wenn erst der Trieb, der Wunsch, recht zu thun und etwas Besseres zu sein, als sie jetzt sind, in ihnen erwacht, dann wird das Uebrige leicht sein. Dieser Trieb ist von Gott auch jedem Menschen eingepflanzt und es gilt nur, ihn zu wecken und zu nähren."

„Und geschieht dies nicht immer, Sir?" fragte Charlotte, indem sie mit leuchtendem Auge und erröthender Wange ihr Gesicht von ihrer Arbeit emporrichtete.

„Liebe Charlotte", entgegnete William, „ich fürchte, es geschieht nur selten, anstatt immer. In Honey-Fair liegt, dem Anscheine nach zu urtheilen, dieser Trieb in tiefem Schlummer. Dennoch aber dürfte man sich dadurch nicht abschrecken lassen", fuhr er fort. „Ich glaube, einen wenigstens kenne ich, der ganz gewiß kommen würde — ich meine Andrew Brumm."

„O, das glaube ich auch", antwortete Robert East. „Der ist viel besser als die meisten Andern. Ich kenne auch einen Zweiten, Sir, und dieser ist Adam Thorneycroft."

Charlotte neigte sich tiefer über ihre Arbeit.

„Seitdem sein Vetter an dem delirium tremens gestorben ist, hat Thorneycroft dem Wirthshausleben Lebewohl gesagt. Er verbringt seine Abende zu Hause bei seiner Mutter, aber ich weiß, daß er sie lieber hier zubringen würde. Tim Carter käme sicherlich auch, Sir."

„Wenn seine Frau es ihm erlaubt", bemerkte Tom East spöttisch.

Alle lachten.

„Wenn auch nur Wenige einen Anfang machen, so wird Andern dadurch ein gutes Beispiel gegeben", hob William wieder an. „Man kann nicht wissen, ob es hier nicht ebenso wird, wie in vielen andern Fällen, wo auch aus kleinen Anfängen viel Großes und Gutes hervorgegangen ist. Ich habe schon oft mit meiner Mutter über Honey-Fair gesprochen und sie hat allemal gesagt: Ehe die Lebensweise in Honey-Fair besser werden kann, müssen erst die Gemüther besser werden."

„Aber die Weiber sind auch zu beachten, Sir", sagte Charlotte. „Wenn diese bleiben, wie sie sind, so wird es wenig nützen, wenn die Männer sich aufzuraffen suchen!"

„Liebe Charlotte, wenn ein Werk einmal begonnen ist, so kann man nicht wissen, wo es endet", antwortete William ernst.

Der Regen, welcher den ganzen Abend gedroht, fiel ziemlich dicht, als William sich auf den Heimweg machte. Er war noch nicht weit gekommen, so sah er Jakob Croß, der in der Nähe seiner Hausthür an einen Fensterladen gelehnt stand.

„Gute Nacht, Jakob", sagte William.

„Gute Nacht, Sir", antwortete Jakob mit mürrischer Miene.

„Ihr habt Euch wohl in den Regen gestellt, um noch zu wachsen, wie die Kinder sagen?" fragte William in seinem stets freundlichen Tone.

„Ich stehe hier, weil ich nicht weiß, wo ich sonst stehen könnte", entgegnete Jakob Croß in ärgerlichem Tone.

„Aus unserm Zimmer bin ich getrieben, und um in den Gehörnten Widder zu gehen, habe ich kein Geld.“

„Das ist ein Glück“, dachte William. „Was hat Euch denn aus Euerm Zimmer getrieben?“ fragte er.

„Der Spektakel, der darin herrscht. Unsere Mary Ann ist wieder nach Hause gekommen.“

„Mary Ann?“ wiederholte William, nicht recht verstehend.

„Nun ja, unsere Mary Ann, welche Ben Tyrrett heirathete. Die hat mit ihrer Heirath schöne Geschäfte gemacht!“

„Wie so denn?“ fragte William.

„Wir sagten ihr gleich, daß Tyrrett weiter nichts wäre als ein Tagearbeiter, der es höchstens auf fünfzehn Schillinge wöchentlich bringt, und Sie wissen selbst, Sir, daß er weiter nichts war. ‚Warte‘, sagte ich zu meiner Tochter, ‚Du kriegst schon noch einen bessern. Ihre Mutter und andere Leute sagten dasselbe. Alles aber war in den Wind gesprochen — die Mädchen sind jetzt einmal ganz heirathstoll. Sie nahm also diesen Tyrrett und nun fingen sie mit nichts an zu wirthschaften. Keins von beiden hatte je ein Zweipencestück gespart, und dabei liebte Ben das Wirthshaus und unsere Mary Ann konnte sich von ihrer Faulheit und Putzsucht nicht trennen, während sie von der Hauswirthschaft nicht mehr verstand als ihre kleine Schwester Patty.“

William dachte an das kleine Zwischenspiel, welches er diesen Tag erlebt und wobei Miß Patty eine Hauptrolle gespielt hatte. Jakob fuhr fort:

„Einige Tage oder Wochen ging alles herrlich und in Freuden, bis das Geld auf einmal knapp ward. Mary

Ann bemerkte überdies, daß Ben gern ein Gläschen trank, und Ben fand, daß Mary Ann weiter nichts war als eine Zierpuppe, die von dem, was eine Hausfrau wissen und thun soll, keinen Begriff hatte. Ganz natürlich kam es zu Zwistigkeiten, und wir wurden aufgefordert, dieselben zu schlichten. ‚Ihr habt es selbst gewollt', sagte ich, ‚und nun müßt Ihr auch sehen, wie Ihr mit einander auskommt.' Und so ist nun der Trödel weiter gegangen, bis Ben angefangen hat, seine Frau zu schlagen. Heute Abend, kaum vor einer halben Stunde, kam sie nun mit ihren drei Kindern und einem braun und blau geschlagenen Auge nach Hause und erklärte, sie ginge nun und nimmermehr wieder zu ihrem Manne. Jetzt zankt sie sich mit ihrer Mutter und die Kinder schreien und kreischen dazwischen — kurz, es ist ein Lärm zum Verrücktwerden, und ich habe die Flucht ergriffen. Ich wollte, ich wäre todt."

Jakob's Schilderung des Lärms war eine kaum übertriebene. Man hörte ihn zwei bis drei Häuser weit. William war näher an Jakob herangetreten, um ihn durch seinen Regenschirm so viel als möglich mit zu schützen.

„Das ist aber kein sehr verständiger Wunsch von Euch, Croß", bemerkte er.

„Ich kümmere mich nicht darum, ob er verständig oder nicht verständig ist. Am Tage muß ich arbeiten wie ein Sklave, und wenn ich Abends nach Hause komme, so finde ich es schmutzig wie in einem Schweinestalle und überdies nichts als Streit und Zank. Ein schöner Aufenthalt für einen müden Arbeiter! Ins Wirthshaus gehen kann ich blos drei oder vier Abende die Woche, und auch das nicht

immer. Man wird jetzt mißtrauisch in den Bierhäusern und will nicht mehr creditiren. Heute ist Mittwoch, morgen Donnerstag, übermorgen Freitag. — das sind drei Abende, an welchen ich nicht weiß, wo ich ein Obdach suchen soll."

„Morgen Abend möchte ich Euch eins zeigen", sagte William. „Wollt Ihr mitgehen?"

„Wohin denn?" fragte Croß.

„Zu Robert East. Ihr wißt, wie er und Crouch ihre Abende zubringen. Es gibt dort stets eine angenehme und interessante Unterhaltung."

„Crouch und East wünschen meine Gegenwart nicht."

„Ja wohl wünschen sie dieselbe. Sie werden es sehr gern sehen, wenn Ihr und noch einige intelligente Leute Euch ihnen anschließt. Versucht es, Croß. Ihr findet dort auf alle Fälle ein warmes Zimmer und habt nichts zu bezahlen."

„Ach, für die Easts ist das ganz gut! Wir aber sind einmal nicht so glücklich. Sehen Sie mich an. Ich bin einmal herunter."

William legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Warum glaubt Ihr herunter zu sein?" fragte er.

„Warum ich es glaube?" entgegnete Croß. „Weil ich es bin!"

„Das ist nicht der Grund", antwortete William. „Der Grund liegt vielmehr darin, daß Ihr nicht versucht, wieder hinaufzukommen."

„Das wäre ein sehr vergeblicher Versuch."

„Habt Ihr ihn je gemacht?"

„Nein, das nicht! Wie wäre es auch möglich?"

„Ihr wünschtet eben todt zu sein. Wäre es nicht besser, wenn Ihr zu leben wünschtet?"

„Nicht so ein Leben wie das meinige."

„Wohl aber ein besseres. Und weshalb braucht Euer Leben ein so erbärmliches Leben zu sein? Ihr verdient Euern schönen Lohn und Eure Frau verdient auch Geld. Ihr müßt doch, schlecht gerechnet, es mit einander auf sechs- bis achtundzwanzig Schillinge bringen."

„Es ruht aber kein Segen auf unserm Gelde!" rief Croß. „Es ist, als ob es uns unter den Händen hinwegschmölze. Ehe noch die Woche halb um ist, ist das Geld alle."

„Ihr verthut einen Theil davon in dem Gehörnten Widder", sagte William nicht in vorwurfsvollem, sondern in scherzendem Tone.

„Meine Frau verthut mit ihrem Firlefanz weit mehr als ich", antwortete Jakob.

„Ohne daß Ihr beide etwas davon habt", bemerkte William. „Versucht doch einmal einen andern Weg einzuschlagen, Jakob."

„An mir sollte es nicht fehlen, wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen sollte."

„Seid morgen Abend halb neun Uhr wieder hier, und ich will mit Euch zu Easts gehen. Wenn Ihr auch nichts weiter davon habt, so könnt Ihr doch dort jedenfalls den Abend auf angenehme Weise zubringen. Jetzt aber laßt mich noch ein Wort zu Euch sagen, Jakob, und seid desselben eingedenk. Wenn Ihr findet, daß Ihr Euern Abend dort angenehm zugebracht habt, so geht den nächstfolgenden und dritten und alle folgenden wieder hin. Ihr könnt

nicht wissen, was mit der Zeit Gutes für Euch daraus hervorgeht. Eins weiß ich schon jetzt."

„Und dieses wäre, Sir?"

„Nun, daß Ihr, anstatt Euch den Tod zu wünschen, das Leben vielmehr zu kurz finden werdet, um das Gute, was es bietet, zu genießen."

Mit diesen Worten setzte William seinen Weg weiter fort. Jakob Croß blieb, nun des Schutzes des Regenschirms beraubt, im Regen stehen wie vorher und sah, seinen Betrachtungen nachhängend, dem jungen Manne nach, während er bei sich selbst sagte:

„Mr. William Halliburton ist noch sehr jung und sieht das Leben daher von der schönen Seite. Dabei hat er aber etwas Herzliches und Gewinnendes und sieht uns arme unwissende Leute nicht über die Achsel an."

Dies war der Anlaß zu den Abendgesellschaften, die von nun an bei Robert East stattfanden. Allmälig fanden zehn bis zwölf Männer sich ein, die — was die Hauptsache war — auch gern kamen und Interesse daran fanden. Es war hier doch viel besser als in dem Gehörnten Widder.

Siebzehntes Kapitel.

Henry Ashley's Lebenszweck.

An einem der warmen Tage, welche der Monat Februar zuweilen bringt und die wegen des Gegensatzes zu dem noch nicht überstandenen Winter um so schöner erscheinen, ging William Halliburton aus der Fabrik zum Thee nach Hause und holte dabei Henry Ashley ein, welcher denselben Weg entlang hinkte.

Henry war von nicht ganz mittler Größe, schlank gewachsen und hatte noch dasselbe schöne Gesicht, welches er schon als Kind gehabt — fein geformte Züge und zarte Farbe, während dieselben zwei aufrecht stehenden schmerzverkündenden Linien die glatte weiße Stirn durchfurchten.

„Du kommst mir gerade recht", sagte er, indem er seinen Arm in den William's legte. „Du kannst mich hier, wo es bergauf geht, ein wenig führen. Ich bin müde und erhitzt."

„Das glaube ich Dir — in einem solchen Pelzrock! Ich habe meinen eleganten Mantel heute beiseite geworfen, wie Du siehst."

„Er ist wohl schon unterwegs nach dem Britischen Museum?“

William lachte.

„Ich habe noch nicht Zeit gehabt, ihn einzupacken“, sagte er.

„Ich freue mich, daß ich Dich getroffen habe. Du mußt Deinen Thee heute bei mir trinken. Nun, Du zögerst wohl? Du hast doch nichts Anderes vor?“

„Nichts Anderes als gewöhnlich — meine Studien.“

„Du wirst vom vielen Studiren noch überschnappen“, rief Henry Ashley. „Was soll aber noch aus Dir werden — ein Sokrates? ein bewundernswürdiger Crichton?“

„O nein, nichts so Furchtbares. Ich wünsche blos ein nützlicher Mensch zu werden.“

„Und zu diesem Zwecke willst Du Dir eine möglichst vielseitige Bildung aneignen. Mary warf sich gestern zu Deiner Vertheidigerin auf. Herbert Dare war bei uns — ich weiß nicht, wie es kommt, daß er sich jetzt so häufig einfindet — und das Gespräch kam auf Frank. Du weißt“, fuhr Henry in seiner wunderlichen Weise fort, „ich bediene mich nie langer Worte, wenn ich mit kurzen auskommen kann. Ihr Gelehrten freilich würdet statt Gespräch, Conversation sagen. Mr. Keating, der Rector der lateinischen Schule, hatte zu meinem Vater gesagt, Frank Halliburton sei ein ausgezeichneter Schüler, und ich erzählte dies Herbert. Ich wußte, daß es ihn ärgern würde, und ich wüßte nichts, was ich lieber thäte, als die Dares ein wenig peinigen. Herbert zog eine spöttische Miene. ‚Und Frank hat dies theilweise seinem Bruder William zu verdanken‘, fuhr ich fort, ‚denn wenn Frank sich

durch sein Wissen auszeichnet, so ist dies mit William noch weit mehr der Fall.' — ‚William Halliburton!' rief Herbert in verächtlichem Tone. ‚Der mag sich doch um seine Eiertonne bekümmern! Wenn er weiß, wie Häute zugerichtet und Handschuhe gefertigt werden, so ist das für ihn genug. Was braucht er sich mit Dingen zu befassen, die nur einem Gentleman zukommen.' Meine Schwester blickte auf, ihre Wangen rötheten sich und ihre Augen funkelten. Sie saß bei ihrem Zeichnen, worin sie, beiläufig gesagt, nichts geleistet hat, wenigstens lange nicht so viel wie Anna Lynn. ‚William Halliburton hat mehr vergessen als Du je gelernt hast, Herbert Dare', rief sie, ‚und er hat von dem echten Gentleman in seinem kleinen Finger mehr als Du in Deinem ganzen Körper.' — ‚Da hast Du's, Herbert Dare!' rief ich lachend, ‚aber es ist wahr, lieber Freund, mag es Dir nun gefallen oder nicht.' Herbert ärgerte sich zum Platzen, das kann ich Dir versichern."

Henry wendete, indem er diese letzten Worte sagte, den Kopf herum und blickte zu William auf. Ein Licht, welches einem Sonnenstrahl glich, leuchtete in William's Augen und seine Wangen waren feuerroth.

„Nun?" rief Henry etwas heftig, denn William gab keine Antwort. „Hast Du nichts zu sagen?"

„Es war dies sehr großmüthig von Miß Ashley", entgegnete William.

„Ach, das meine ich nicht! Ach mein Himmel", setzte Henry, der eine seiner launenhaften Anwandlungen zu haben schien hinzu, „wer soll wissen, wie alles in dieser Welt schließlich abläuft? Warum willst Du Deinen Thee heute Abend nicht bei mir trinken? Das ist es, was ich meine."

„Ich bin gern bereit dazu. Meine Bücher kann ich schon einmal einen Abend ruhen lassen, für einen so gewaltigen Bücherwurm Du mich auch hältst. Man erwartet mich aber bei Easts."

„Glücklich der Mensch, der nichts erwartet", entgegnete Henry. „Täusche die Erwartung!"

„Was die Täuschung der Erwartung Anderer betrifft, so käme in dem vorliegenden Falle nicht viel darauf an, aber ich kann mich nicht wohl überwinden, mich in meiner eigenen Erwartung zu täuschen", entgegnete William, diese Worte aus Goldsmith's vortrefflichem alten Lustspiel citirend, welches er ebenso gern zu lesen pflegte als Henry.

„Du willst doch nicht sagen, es wäre eine Täuschung für Dich, diesen Arbeitsleuten nicht ihre Unterrichtsstunde oder was es sonst ist, zu geben?"

„Das, was Du unter Täuschung verstehst, wäre es allerdings nicht, für mich aber ist der Abend gleichsam verloren, wenn ich nicht wenigstens auf eine Stunde hingehe. Ich weiß, daß diese Leute mich gern sehen."

„Du sprichst, als ob Dein ganzes Herz an dieser Sache hinge", entgegnete Henry Ashley.

„Ja, das denke ich auch."

Henry sah ihn mit fast sehnsüchtigem Blicke an und sein Ton ward ernst.

„William", sagte er, „ich gäbe Alles, was ich jetzt besitze und einmal zu hoffen habe, darum, wenn ich mit Dir tauschen könnte."

„Mit mir?" wiederholte William erstaunt.

„Ja, denn Du hast einen Lebenszweck, Du hast deren

vielleicht viele. Deinen Mitmenschen nützlich zu sein, ist einer davon."

„Auch Du kannst Lebenszwecke haben."

„Mit diesem Gebrechen!" rief Henry, indem er mit dem Fuße seines lahmen Beines stampfte und ein Ausdruck von schmerzlicher Unzufriedenheit aus seinen Zügen sprach. „Du kannst mit Deinen starken Gliedern, Deiner eisernen Gesundheit in die Welt hinausgehen, Du kannst arbeiten oder spielen, Du kannst thätig sein oder ruhen, wie Du willst. Aber was bin ich? Ein armes schwaches Geschöpf, von Schmerz gemartert und die Hälfte meiner Tage zu der Eintönigkeit des Krankenzimmers verurtheilt. Vergleiche mein Loos mit dem Deinigen!"

„Es gibt aber dennoch Leute, welche eher Dein Loos wählen würden als das meinige, wenn ihnen die Wahl freigegeben wäre", entgegnete William. „Ich muß arbeiten, dies ist meine Pflicht; Du kannst spielen."

„Ich danke schön. — Wie so?"

„Ich spreche nicht buchstäblich. Alles Gute und Angenehme, was mit Geld erkauft werden kann, steht Dir zu Befehl. Du brauchst es blos zu genießen, soweit Dir dies möglich ist. Ein Leidender wie Du hat nicht die Verpflichtung, seine Zeit nützlich anzuwenden, wie ein Gesunder sie hat. Die Loose sind in dieser Welt, glaube ich, ziemlich gleich vertheilt, Henry. Mancher würde Dich um Dein stilles Leben der Ruhe beneiden."

„Es ist kein stilles Leben der Ruhe", entgegnete Henry schroff. „Es wird durch Schmerz gestört, durch Mißlaune verbittert und durch Ungewißheit gemartert."

„Einen dieser Uebelstände wenigstens kannst Du beseitigen.“

„Welchen denn?“

„Die Mißlaune“, entgegnete William. „Henry“, fuhr er dann mit gesenkter Stimme fort, „Deine eigene Mißlaune zu besiegen ist vielleicht eine der wenigen Verpflichtungen, die Du zu erfüllen hast.“

„Ich wollte, ich könnte für einen bestimmten Zweck leben“, murrte Henry.

„Dann geh zuweilen mit mir zu East.“

„Lieber gar!“ rief Henry, als er endlich vor Erstaunen wieder Worte fand. „Ich danke nochmals recht schön!“

William lachte, ward aber bald wieder ernst.

„Allerdings begreife ich, daß Du, Mr. Ashley's begünstigter Sohn, erzogen in Ueberfluß und Abgeschlossenheit von der gemeinern und ärmern Welt —“

„Erfüllt von Stolz — dem Fehler, welchen Helstonleigh mein hervorstechendstes Laster zu nennen beliebt — verzärtelt, sodaß selbst die Winde des Himmels mein Gesicht nicht allzurauh berühren dürfen!“ unterbrach ihn Henry Ashley ungestüm. „Sprich es nur aus! Verschweige aus Gründen des Zartgefühls keine meiner Licht- oder Schattenseiten.“

„Ich verstehe, sage ich, weshalb Du nicht geneigt bist, die Dir einmal anerzogene vornehme Zurückhaltung abzulegen“, fuhr William fort. „Wenn Du dies aber thätest, so würdest Du Dich nicht mehr über den Mangel eines Lebenszweckes zu beklagen haben.“

In diesem Augenblick kamen sie in die Nähe von William's Haus. Mistreß Halliburton saß zufällig am Fenster.

William nickte ihr seinen Gruß zu und Henry hob den Hut. Nach einer Weile hob der Sohn des Fabrikanten wieder an:

„Antworte mir aufrichtig! Bist auch Du, wie die ganze Stadt, der Meinung, daß Henry Ashley das stolzeste aller stolzen Menschenkinder sei, welches sie in ihren Mauern birgt?"

„Ich finde Dich nicht stolz", sagte William.

„Du?" entgegnete Henry. „Allerdings, soweit wir beide in Bezug auf einander selbst in Frage kommen, ist der Fall vielleicht umgedreht. Du bist mir gegenüber stolzer als ich Dir gegenüber."

William konnte nicht umhin zu lachen.

„Scherz beiseite", sagte er dann; „nach meiner Meinung ist Schüchternheit und Empfindlichkeit Dein Fehler, nicht Stolz. Blos Dein zurückhaltendes Wesen hat Helstonleigh verleitet zu glauben, daß Du über die Gebühr stolz seiest."

„Du hast recht, alter Freund", entgegnete Henry mit Nachdruck. „Ach, wenn Du wüßtest, wie fern ich von allem Stolze bin — doch lassen wir dies."

Als sie Mr. Ashley's Haus erreichten, warf William für Henry das Gitterthor auf, während er selbst einen Schritt zurücktrat.

„Ich muß erst nach Hause gehen, Henry", sagte er. „In einer Viertelstunde bin ich wieder da."

Henry machte ein unzufriedenes Gesicht.

„Aber warum in aller Welt, gingst Du nicht gleich in Dein Haus, als wir vorüberkamen? Was brauchtest Du erst mit hierher zu gehen, wenn Du wieder umkehren wolltest?"

„Ich dachte, es wäre Dir erwünscht, Dich auf meinen Arm stützen zu können.“

„Ja, das war es auch. Doch nun mach', daß Du fortkommst, und sei nicht lange.“

Als William rasch nach seiner Wohnung zurückging, begegnete er Mistreß Ashley's Wagen. Sie saß mit ihrer Tochter Mary darin. Sie nickte, als er seinen Hut hob, und Mary sah ihn lächelnd und erröthend an. Sie war zu einer außerordentlichen Schönheit herangewachsen.

Nach wenigen Augenblicken begegnete William einer zweiten Schönheit, obschon von anderer Art — Anna Lynn. Ihre Wangen waren noch dieselben zarten, mit Grübchen geschmückten Wangen ihrer Kindheit, dieselben schüchternen blauen Augen schimmerten zwischen den langen dunkeln Wimpern hervor, dieselbe Fülle seidenweichen braunen Haares wallte von ihrer Stirn und auch ihr Benehmen war noch dasselbe sanft bescheidene.

William blieb stehen, um ihr die Hand zu reichen und ein paar Worte mit ihr zu sprechen.

„So ganz allein, Anna?“

„Ich will zu Mary Ashley gehen, um mit ihr Thee zu trinken.“

„So? Dann werden wir uns dort wiedersehen.“

„Das soll mich freuen. Dann leb' einstweilen wohl, William.“

Sie setzte ihren Weg weiter fort.

William eilte vollends nach Hause und hinauf in sein Zimmer. Nachdem er sich schnell umgekleidet, ging er in das Zimmer, wo seine Mutter war, und stellte sich vor sie.

„Sitzt mein Rock ordentlich, Mutter?“ fragte er.

„Wo willst Du denn hin?“ fragte sie.

„Zu Mistreß Ashley. Ich habe meinen neuen Rock angezogen. Paßt er? Er kommt mir ein wenig zu weit vor.“

Dabei warf er die Arme in die Höhe.

„Nein, nein, er paßt ganz gut“, antwortete Mistreß Halliburton. „Du scheinst mir jetzt ein förmlicher Stutzer zu werden. Geh, daß Du fortkommst. Ich darf Dich nicht zu lange ansehen.“

„Warum nicht?“ fragte er überrascht.

„Damit ich auf meinen ältesten Sohn nicht stolz werde“, entgegnete sie. „Und ich möchte lieber stolz sein auf seine Herzensgüte als auf sein vortheilhaftes Aeußeres.“

William gab lachend seiner Mutter einen Abschiedskuß.

„Sage Gar, es thäte mir leid, heute Abend nicht neben ihm sitzen und seine griechischen Böcke aufstechen zu können. Leb wohl, Mütterchen.“

William Halliburton hatte in der That in seiner äußern Erscheinung etwas außerordentlich Nobles. Als er in Mistreß Ashley's Salon trat, schien auch Henry von dieser Thatsache in ungewöhnlichem Grade betroffen zu werden, und er begrüßte ihn von seinem in einer fernen Ecke des Salons stehenden Sopha.

„So! Also deshalb kehrtest Du erst wieder um — um Dich zu putzen!“ rief er, als William sich ihm näherte. „Als ob Du nicht schon erst gut genug ausgesehen hättest. Hast Du Dich um meinetwillen so geputzt?“

„Um Deinetwillen?“ rief William lachend; „das wäre nicht übel!“

„Wenn ich sage um meinetwillen, so meine ich auch

meine Familie mit", entgegnete Henry in seiner excentrischen Weise. „Sonst ist ja weiter niemand da, um dessentwillen Du Dich geputzt haben könntest."

„O doch — Anna Lynn ist ja da!"

William hatte durchaus nicht die Absicht, eine versteckte Bedeutung in diese Antwort zu legen. Die Worte fielen ihm unwillkürlich ein und er sprach sie ohne Bedenken aus. Vielleicht hätte er, wenn er gezwungen gewesen wäre, das innerste Gefühl seines Herzens auszusprechen, eine ganz andere Antwort gegeben. Seltsam aber war die Wirkung, welche diese Worte auf Henry Ashley äußerten. Er packte hastig William am Arme und zog sein Gesicht, während er so dalag, zu sich herab.

„Was sagst Du?" flüsterte er. „Was meinst Du?"

„Ich meine nichts Besonderes. Anna ist wirklich hier — das ist Thatsache."

„Du sollst mir nicht entschlüpfen!" keuchte Henry. „Ich muß es erfahren — früher oder später. Was meinst Du? frage ich."

William gerieth fast in Bestürzung. Henry war augenscheinlich schmerzlich aufgeregt, jede Spur von Farbe war aus seinem empfindsamen Antlitz gewichen und seine weißen Hände zitterten, während sie William hielten.

„Was meinst Du denn?" flüsterte William. „Ich habe, so viel ich weiß, durchaus nichts gesagt, was Dich so aufregen könnte. Verstehen wir einander nicht?"

Ein hellrother Flecken begann auf den bleichen Wangen des armen Gebrechlichen zu brennen, und er wendete sein Gesicht so, daß das Licht nicht darauf fallen konnte.



„Ich will es wissen, sage ich!" flüsterte er. „Was ist Dir Anna Lynn?"

„Nichts", antwortete William, während ein Lächeln seine Lippen theilte.

„Was ist sie Dir?" wiederholte Henry in schmerzlich eindringlichem Tone.

William stellte sich so, daß Henry dadurch vor dem Blick der Augen gedeckt ward, die vielleicht von dem andern Theil des Zimmers auf ihn gerichtet wurden.

„Ich habe Anna sehr gern", sagte er in leisem, aber deutlichem Tone, „beinahe ebenso gern wie eine Schwester, aber Liebe in dem Sinne, wie Du anzunehmen scheinst, wenn ich Dich nicht mißverstehe, empfinde ich nicht für sie und werde dergleichen nie für sie empfinden."

Henry sah ihn forschend an.

„Versicherst Du mir das auf Deine Ehre?"

„Henry! Bedarf es wohl dieser Frage? Indessen, wenn Du willst, so versichere ich es Dir auf meine Ehre."

„Nein, nein, es bedarf dieser Versicherung nicht. Du sprichst stets die Wahrheit. Habe Geduld mit mir, William, habe Geduld mit meinen Gebrechen."

„Meine Schwester könnte Anna Lynn sein, und ich würde mich darüber freuen; mein Weib aber niemals!"

Henry gab keine Antwort. Sein Gesicht ward feucht von physischem Schmerz.

„Du scheinst einen Deiner krampfhaften Anfälle zu bekommen", flüsterte William. „Soll ich Dir etwas holen?"

„Still, still! Setze Dich hierher, auf den Rand des Sophas, damit mich niemand sieht, und verhalte Dich ruhig."

William that, wie von ihm gewünscht ward, und setzte sich so, daß er seinen Freund vor Mistreß Ashley und den Uebrigen deckte. Er hielt ihm die Hände und der Paroxysmus, so schmerzhaft derselbe auch war, ging vorüber. Henry's Lippen waren vor Schmerz ganz weiß geworden.

„Da siehst Du, was für ein armer, elender Mensch ich bin!" keuchte er.

„Ich sehe, daß Du leidest", antwortete William mitleidig.

„Hinfort besteht ein neues Band der Eintracht zwischen uns, denn Du besitzest mein Geheimniß. Du bist der Einzige in der Welt, der etwas davon weiß. William, dies ist mein Lebenszweck."

William gab keine Antwort. Gedanken mannichfacher Art drängten sich ihm auf.

„Nun", rief Henry, indem er seinen Gleichmuth und mit diesem seinen Hang zu spitzen Reden wiedergewann, „warum schaust Du so verdutzt darein?"

„Werden Deine Wünsche, Henry, auch bei Deinem Vater auf kein Hinderniß stoßen?" fragte William endlich.

„Ich glaube es nicht", entgegnete Henry in hastigem Tone und verrieth eben dadurch, daß er seiner Sache keineswegs so gewiß war, als er William glauben machen wollte. „Ich bin nicht, wie Andere sind, und er wird deshalb geringfügigere Rücksichten vor meinem Glück zurücktreten lassen."

William machte ein ungewöhnlich ernstes Gesicht.

„Auf Deinen Vater kommt aber nicht alles an", sagte er wie aus einem Traum erwachend. „Es können sich auch noch Schwierigkeiten von einer andern Seite herausstellen.

Anna Lynn darf nicht außerhalb ihrer Religionsgemeinde heirathen. Ihr Vater ist eins der strengsten Mitglieder derselben."

„Unsinn! Samuel Lynn ist meines Vaters Diener und ich bin meines Vaters Sohn. Geht indessen Samuel nicht von seinen Grundsätzen ab, nun, so werde ich selbst Quäker."

„Samuel Lynn ist meines Vaters Diener!" Eben in diesem Umstand sah William Grund zu fürchten, daß die Sache bei Mr. Ashley nicht so leicht durchzusetzen sein werde, wie Henry zu erwarten schien. Er konnte nicht umhin, die Zweifel, die er fühlte, durch seine Blicke zu verrathen. Henry bemerkte dies.

„Was gibt es denn schon wieder?" fragte er verdrießlich. „Ich glaube wirklich, Du bist zu meinem Peiniger geboren. Wahrscheinlich willst Du sie selbst haben!"

„Ich bin blos besorgt um Dich, Henry. Ich wünschte, Du hättest Dir die Ueberzeugung verschafft, daß alles gut gehen werde, ehe — ehe Du Dein Gefühl auf unwiderrufliche Weise fesseln ließest. Sollte Dich ein schwerer Schlag in dieser Beziehung treffen, so würdest Du kaum im Stande sein, ihn zu ertragen."

„Was kann ich für meine Gefühle?" entgegnete Henry. „Ich habe dieselben nicht mit Fleiß auf Anna Lynn gelenkt. Sie hafteten an ihr fest, noch ehe ich etwas davon wußte, fast ehe ich noch einsehen gelernt, daß sie mir Alles, daß sie mir mehr ist als die Sonne am Himmel. Ich sage Dir, alles dies hätte gar nicht anders kommen können. Deshalb halte mir keine Predigten."

„Hast Du schon mit ihr gesprochen?"

Henry schüttelte den Kopf.

„Die Zeit ist noch nicht da. Ich muß erst meiner Sache gewiß sein, ehe ich einen Schritt thun kann, und so weit ist es noch nicht. Sprich ja mit keinem Menschen ein Wort davon!"

William lächelte.

„Du hast in dieser Hinsicht durchaus nichts zu befürchten", sagte er.

„Es ist die größte Verschwiegenheit nöthig", fuhr Henry Ashley fort. „Wenn die Quäkergemeinde etwas davon erführe, so könnte man nicht wissen, was für ein Halloh sie darüber erhöbe. Sie wäre im Stande, Anna in öffentlicher Versammlung zurechtzuweisen oder Samuel Lynn das Versprechen abzunehmen, daß er niemals seine Einwilligung dazu geben werde."

„Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Henry, so würde ich anders folgern. Wäre meine Liebe so unverbrüchlich der schönen Anna Lynn zugewendet — Ich bitte um Verzeihung, Miß Ashley!"

William sprang auf. Mary Ashley stand dicht neben dem Sopha. Hatte sie vielleicht die letzten Worte gehört?

„Mama hat schon zweimal gerufen, aber die Herren waren in ein so eifriges Gespräch miteinander verwickelt, daß sie nicht hörten", sagte Mary. „Henry, James wartet, um Dein Sopha an den Theetisch zu schieben."

Henry erhob sich. Seinen Arm in den William's legend, näherte er sich der Gruppe. Der Diener schob ihnen das Sopha nach.

Mary Ashley und Anna standen beisammen. Sie boten einen auffallenden Gegensatz zu einander. Mary trug ein

Abendkleid von schimmernder Seide, dessen tief ausgeschnittenes Leibchen mit kostbaren weißen Spitzen besetzt war; von den weiten Aermeln hingen ebenfalls weiße Spitzen herab und außerdem trug sie einen goldenen Schmuck.

Anna dagegen trug ein Kleid von grauem Merino, welches bis hoch herauf an den Hals und um die Handgelenke herum dicht anschloß, ohne einen Zoll Spitzen und ohne weitern Schmuck als einen schlichten Halskragen von weißer Leinwand.

„Wenn sie nur erst mein ist, dann soll sie mir diese abgeschmackte Kleidung nicht mehr tragen", dachte Henry. „Ich werfe den ganzen Plunder ins Feuer."

Aber wie stand es mit der Quäkerhaube? Ach, diese war nicht da! Anna war ihrer Gewohnheit, sie, so oft es anging, auf die Seite zu werfen, treu geblieben. Patience machte vergebens Gegenvorstellungen. Samuel Lynn unterstützte dieselben nicht durch seine väterliche Autorität.

„Wir sind ja hier unter uns, Patience, und deshalb kommt nicht viel darauf an", pflegte er zu sagen. „Die Kleine sagt, es werde ihr zu warm."

Hätte Samuel Lynn aber geahnt, daß Anna auch außer dem Hause bei jeder nur möglichen Gelegenheit die Haube auf die Seite warf, so wäre er sicherlich ebenso streng gewesen als Patience. Besonders bei Ashleys saß sie, ebenso wie jetzt, in der Regel ohne Haube und ließ ihr liebreizendes Gesicht nur von den wallenden Locken umrahmen.

Anna that sehr unrecht daran, und sie wußte, daß sie unrecht that, aber sie war ein halsstarriges, eitles Mädchen.

Hinter ihrem schüchternen, zurückgezogenen Wesen barg sich viel Eigenwille und Eitelkeit, obschon sie in gewissen andern Dingen sich leiten ließ, wie ein Kind.

Auch in einer andern Sache war sie Patience ungehorsam. Diese pflegte zu ihr zu sagen: „Sollte Mary Ashley ihr Instrument öffnen, so wirst Du ihrem Gesang und Spiel nicht zuhören, sondern in ein anderes Zimmer gehen.“

„Ja, ja, Patience“, pflegte Anna zu antworten, „ich werde es nicht vergessen.“

Anstatt aber nicht zuzuhören, stellte Miß Anna sich dicht an das Piano und hörte so begierig zu, als ob ihr ganzes Herz in der Musik lebte. Ueberhaupt äußerte Musik eine gewaltige Wirkung auf sie und sie saß dann wie verzückt da und träumte in einem Elysium zu sein. Zu Hause sagte sie aber nichts hiervon, und dieser Betrug war sehr unrecht.

Eben setzte man sich zum Thee nieder, als Herbert Dare eintrat.

Die Stunden der verschiedenen Mahlzeiten waren in Mr. Ashley's Hause ziemlich frühe; der Hausarzt behauptete, es sei dies um Henry's willen wünschenswerth. Herbert konnte sich, wenn er sonst wollte, sehr fein benehmen, auch seine äußere Erscheinung war eine sehr vortheilhafte und er zierte jeden Salon. Er nahm jetzt zwischen Anna und Mary Platz.

„Wie kommt es, daß Du heute Abend nicht zu Hause dinirst?“ fragte Henry, welcher den Dares im allgemeinen durchaus nicht sonderlich gewogen war.

„Ich dinirte schon Mittags“, antwortete Herbert.

„Wie herablassend! Ich dachte, dies thäten nur Plebejer“, rief Henry. „James, gibt es ein Stück Kreide im Hause? So etwas muß ich an die Wand schreiben.“

„Henry! Henry!“ rief Mistreß Ashley in verweisendem Tone.

„O lassen Sie ihn doch schwatzen, Mistreß Ashley“, sagte Herbert gutgelaunt. „Ein Wortkrieg geht ihm ja über alles.“

„Ja, da hast Du recht“, stimmte Henry bei; „besonders mit Dir, Herbert Dare.“

Ende des dritten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.









